Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 28 (1946)

Heft: 28

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 12. Juli 1946 | Erscheint jeden Freitag | 28. Jahrgang Nr. 28

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Wie wollen wir für unsere Sache weiterkämpfen?

Nun sind auch in Basel-Land die Würfel gefallen. Mit einem Stimmenverhältnis von 10 396 Nein zu 3853 Ja hat das Männervolk (bei einer allerdings kläglichen Beteiligung von 48 Prozent) zu der Vorlage eindeutig Stellung bezogen. Entgegen dem Vorschlage der landrätlichen Kommission, die auf Grund einer Motion durch einen Verfassungsartikel das Frauenstimmrecht auf dem Boden der Gemeinde einführen und erproben lassen wollte, hat der Landrat unter dem Einfluß der Linkskreise die radikale Formulierung „Alles oder Nichts" durchgesetzt, und diese Entscheidung herausgefordert. Nachdem im Jahre 1926 die Vorlage für Einführung eines beschränkten Frauenstimmrechts mit einem sehr schwachen Uebergewicht von 3232 Nein zu 3126 Ja verworfen worden war, hätte ein sukzessives Vorgehen bestimmt bessere Aussichten in sich geschlossen. Das Resultat vom letzten Sonntag beweist aber auch, daß das linksextremistische Draufgängertum unserer Sache nur schadet, und die diesbezüglichen Volksvertreter mit ihrer Sache im leeren Raum drin stehen, d. h. daß ihre Wähler nicht zu ihnen halten. Ist es nicht eine Gefahr, wenn das Postulat des Frauenstimmrechts als parteipolitischer Programmpunkt herhalten und solche Niederlagen erleben muß? Wem es wirklich damit ernst ist, wird die Sache nicht immer wieder diesem Risiko aussetzen!

Aber auch ohne diese düster-prophetischen Basler-Vorspiele müssen wir uns darüber klar sein, daß wir noch nicht vor der Verwirklichung unserer Idee der Gleichberechtigung stehen. Auch den Vorstößen in anderen Kantonen, ja sogar in unserem lieben und fortschrittlichen Kanton Zürich wird leider vorläufig kein besserer Erfolg beschieden sein. Still höhnisch oder in herausfordernder Genugtuung freuen sich die Einen — enttäuscht, verbittert wollen Andere erlahmen. Beide Haltungen lassen sich nicht abschließend begründen, denn die Lage ist nicht endgültig. Wir zeigen uns immer wieder als kleine Menschen, die nach unseren Taten von heute den Erfolg von morgen sehen wollen und nicht die Geduld haben, auf lange Sicht zu wirken. In Bezug auf das Frauenstimmrecht, d. h. die Erreichung der politischen Gleichberechtigung befinden wir uns immer noch auf einem langen Wege, auf dem wir nicht ungeduldig werden und uns nicht beirren lassen dürfen. Wir machten den Fehler, ungeduldig zu werden im Blick auf die Entwicklung in andern Ländern und sind jetzt wieder in derselben Gefahr, daß nach vielversprechenden Anläufen und parlamentarischen Auseinandersetzungen und wahrscheinlich negativen Abstimmungsresultaten die Sache wieder latent wird. Und doch gehen wir momentan einen großen Schritt vorwärts, denn — was vielleicht das Wichtigste ist —: wir sind den Urgründen des Problems sehr viel näher gekommen, und haben Gelegenheit, uns über die Situation gründlich Rechenschaft zu geben und daraus unsere Lehren zu ziehen. In anderen Staaten sind diese Urgründe wohl kaum in Mitleidenschaft gezogen worden, denn nirgends berühren die politischen Rechte so weitgehend das Persönlichkeitsbewußtsein des Staatsbürgers, wie in unserer einzig dastehenden Demokratie. Um dieses Persönlichkeitsbewußtsein mit all' seinen psychologischen Zusammenhängen in den Beziehungen von Mann und Frau geht es im tiefsten Sinne. Dieses ist einerseits beim Manne durch die Tradition von Jahrhunderten zu einem bewußt oder unbewußt empfundenen Begriff von Vorherrschaftsrecht erstarrt und andererseits — eben dadurch — bei der Frau vielfach in einer individuell-egoistischen Bezogenheit verkümmert. Der Mann als Gesamtheit will diese Vormachtsstellung nicht aufgeben und die Frau (ebenfalls als Einheit verstanden) ist noch nicht zu einem r i c h t i g e n Bewußtsein ihres Persönlichkeitswertes im Sinne einer Gleichwertigkeit — in der Folge auch in ihrer Stellung als Staatsbürgerin mit Pflicht und Aufgabe — durchgedrungen und emporgewachsen. Dieser Entwicklung müssen wir nachhelfen!

Herr Nationalrat W i c k, Luzern, hat in einem ganz interessanten Artikel „Die Frauenstimmrechtsfrage einmal anders gesehen" dieses Problem als Erscheinung aus der Geschichte der Befreiung der Menschheit, ihrer verschiedenen Stände, aus dem Zwange einer sie beherrschenden Macht herausgestaltet. Der Kampf um die Gleichberechtigung von Mann und Frau steht nach seinen Ausführungen in tiefstem Zusammenhang mit dieser Entwicklung, die zugleich eine Entwicklung zu einer gerechteren sozialen Ordnung ist. Daß Herr Nationalrat Wick bei diesem letzten Kapitel „Die Befreiung der Frau" auf die logische Schlußfolgerung verzichtet und dagegen von der Gefahr einer Ueberdemokratisierung spricht, tut nichts zur Sache. Er hat uns doch bestätigt, daß wir mit der Forderung für die politische Gleichberechtigung in engerem Sinne für die soziale Gerechtigkeit im weiteren Sinne kämpfen.

Die Redaktorin des „Schweizer Frauenblattes" stellt ihrer Betrachtung vom 21. Juni einen Tagesbefehl von General Foch als Motto voraus und zieht somit die Taktik militärischen Vorgehens als Vergleich für unsere Sache heran. Wir wollen die Parallele weiterverfolgen: So wie ein militärischer Führer für sein Vorgehen die Kampfmittel und das taktische Vorgehen einer planmäßigen Prüfung unterzieht und diese Dinge gut vorbereitet, so ist dies auch für unsere Sache zu sagen. Als Kampfmittel müssen wir solche geistig-ideeller und auch materieller Natur in Betracht ziehen. Von den Ersteren seien einmal die sachlichen und ideellen Argumente gemeint, mit denen wir ins Feld ziehen wollen. Eine jede von uns hat vielleicht den von ihr eigens erworbenen Standpunkt und die selbstgebaute Grundlage. Es gibt aber ausgezeichnete Propagandaschriften, die uns zur Verfügung stehen, und auf die wir uns stützen können. Als Waffe diene uns auch unser heiliger Eifer, für eine gerechte und hohe Sache einzustehen und das Bewußtsein, daß es um einen geistigen und sozialen Fortschritt, um die Hebung unseres „Standes" geht.

Um diesen Eifer und dieses Bewußtsein zu stärken, ist Belehrung und Aufklärung in allen Schichten notwendig durch Kurse, Schriften und viel Einzelarbeit, als ernstes Aufrütteln unserer Geschlechtsgenossinnen zu bewußten Mitarbeiterinnen. Diese erzieherische und ethische Aufgabe erfordert den Einsatz geistiger Kräfte, persönlicher Opfer, von viel Geduld und — von bedeutenden finanziellen Mitteln. Wo ist das „Beckeli", das wir für das Frauenstimmrecht bereit haben? Wir spenden wohl freudig zur Hebung der sozialen Not unserer Zeit. Wo ist aber die Spende zu Gunsten der „Hebung der Frau"? Wie würden die tüchtigen und tapferen Frauen, die unserer Sache Vorspann leisten, erleichtert aufatmen, wenn wir ihnen aus der ständigen Geldnot helfen würden! Bei einem kürzlichen gemeinsamen Ausgang erklärte eine junge „Stimmrechtlerin", die allein ohne Hut mit uns ging: „Ich besitze halt nur eine solche Bedeckung. Es ist besser, das Geld für die Aktion für das Frauenstimmrecht zu verwenden, als für so unnütze Dinge." Wir andere haben uns geschämt! Ja, was o p f e r n wir für unsere Idee?

Wenn wir dies nun Propagandaarbeit nennen wollen, so müssen wir uns im Weiteren auch auf das taktische Vorgehen, die Methode, besinnen. Sicher dürfen wir die Form nicht mehr „militant" wählen. Diese muß der Zeit und den Verhältnissen angepaßt werden. Darum können wir uns — bei aller Achtung für sie — nicht mehr an jene Vorkämpferinnen anlehnen. Trotz Enttäuschungen und Rückschlägen, trotz wachsender Widerstände müssen wir beherrscht, gefaßt, weitsichtig, im Geiste des Vertrauens auf eine endliche Erfüllung, vorsichtig und geduldig arbeiten. Seien wir uns immer unserer Würde und Art bewußt; nur so können wir in rechtem Sinne unserer Sache dienen. Schritt für Schritt wollen wir an Boden gewinnen und den Weg bereiten; und in Bezug auf die Zielsetzung vom Kleinen zum Großen schreiten und emporwachsen. Auch die Gewinnung von Politikern als Freunde unserer Sache und die Fühlungnahme mit ihnen ist wichtig, weil sie schon jetzt auf Grund kantonaler Bestimmungen, die bereits dem Buchstaben nach bestehen, die Wahl von Frauen in Behörden und Kommissionen fördern können.

Es soll aber noch von einem ganz anderen „Kampffaktor" die Rede sein, dem angesichts der Sachlage als Vorbereitung zur Erreichung unseres Zieles große Bedeutung zukommt: In mehr als einem seiner wichtigen und eindrücklichen Tagesbefehle hat General Guisan eine bedeutungsvolle alte soldatische Erfahrung zum Ausdruck gebracht, nämlich, daß der Geist und die Haltung neben der Bewaffnung und Ausbildung erst den Soldaten ausmache und ihn zum Erfolge führe. Wir können also beim militärischen Anschauungsunterricht bleiben, die Nutzanwendung auf unsere Sache übertragen und auf unserem „Feldzug" erproben. Geist — Haltung — Würde! Wir müssen diesen Dingen viel größere Aufmerksamkeit schenken, sie zu einem Begriff erheben, als sittliche Aufgabe, als Weg und Ziel eines bewußten Seins. Ein solches Bewußtsein der Würde und des Persönlichkeitswertes der Frau ist wohl etwas natürlich Gegebenes und Empfundenes, das Richtung- und Haltunggebend, all' unser Tun bestimmend in uns wirkt und uns verpflichtet. Dieses kann sich aber nur entwickeln mit Hilfe von geistig-sittlichen Kräften, die wir mobil machen, an die wir glauben, und von denen wir uns führen lassen müssen. Wenn wir uns auf dieser Grundlage weitergehend unserer besonderen Aufgabe und Pflicht im Staate bewußt werden, so ist sie zugleich die Bedingung, die zur Erfüllung unserer Forderung nach gleichberechtigter Stellung in Staat und Gesellschaft notwendig ist. Erfüllen wir aber diese Bedingung? — im Einzelnen — in der Gesamtheit als „Schweizerfrau", für deren Ansehen wir solidarisch haften? Fassen wir die Erfüllung dieser Voraussetzung auf als Verantwortung — jede Einzelne — in ihrem besonderen Falle und in der Verpflichtung für die größere Gemeinschaft? Wie sind die vielen Alltagserscheinungen zu bedauern, die der Ausdruck von Selbstentwürdigung, mangelndem Takt- und Formgefühl, erniedrigtem Frauentums sind, Trieb und Sinnlichkeit zur Schau tragen, und die man mit der Aufgabe und dem „Auftrag" der Frau und Mutter in keiner Weise vereinen kann. Aber fehlen vielleicht nicht auch wir, die wir wohl bemüht sind, den rechten Weg zu gehen, uns aber um andere, die ihn selber nicht finden können oder verloren haben, nicht kümmern, sie nicht mahnen, ihnen nicht richtig helfen? Wer könnte auf diese Gewissensfrage jede Schuld verneinen? —

Aber auch ohne der beschämenden Auswüchse, die damit nur angedeutet seien, „aktiv" schuldig zu sein, verfällt die Frau als Geschlechtswesen tausendfach der Gefahr, um äußerlicher und materieller Dinge willen (um den Begriff möglichst weit zu fassen) über den Wert und den Gehalt ihrer Persönlichkeit und die daraus abzuleitende Anerkennung als gleichgestellte Staatsbürgerin zu „verhandeln" und mit sich markten zu lassen. Um solchen Preises willen, der ihr vielleicht eine behaglichere, äußeren Wünschen entsprechende Lebensgestaltung und -haltung ermöglicht, begibt sie sich in Abhängigkeit, ja sogar Hörigkeit. Sie verkauft damit ihre persönliche und geistige Freiheit auf Grund derer sie ihr Anrecht auf Gleichberechtigung in Staat und Gesellschaft geltend machen könnte. Diese Dinge spielen sich in stillen Uebereinkommen ab, die gewollt oder ertragen, freiwillig oder erkauft unter dem Deckmantel gesellschaftlicher und hergebrachter Formen und Gepflogenheiten, ja unter dem Vorwand tugendsamer Beweggründe — von Frauen oft unter dem falschen Schein heuchlerisch betonter Fraulichkeit und Mütterlichkeit — geschlossen und gehalten werden. Männer als Gatten, Partner, Väter sind gerne bereit, ihren weiblichen Angehörigen Annehmlichkeiten einzuräumen, solange sie die Rolle des schwächeren Teils spielen. Aeußerungen von Männerseite sind nicht selten, daß alle „Ritterlichkeit" (sie meinen damit gesellschaftliche Höflichkeitsformen) ein Ende habe, wenn die Frau die Gleichberechtigung erlangen sollte. Diese Ritterlichkeit ist also nichts anderes als eine Geste dem „schwächeren" Wesen gegenüber! Sind wir nicht bereit, auf diese Geste zu verzichten? Ein sehr lebensfrohes, bewußt denkendes Mädchen, das sich ernsthaft einen Lebenskameraden wünscht, hat gestanden, daß schon manche Verbindung an ihrer positiven Haltung der Frauenstimmrechtsfrage gegenüber gescheitert sei. Wo sind diese Senkrechten?

Wir sind uns doch darüber klar, nicht wahr, daß sich die sachlichen Argumente in der Diskussion über die politische Mitarbeit der Frau im Staate

---

Sommer

Durch den Baum, da weht der Wind,
Alle meine Sinne lauschen.
Leicht beschwingt und hell und froh
Sommermelodien rauschen.
Manchmal tönen sie auch tief,
Erdgebannt und erdgebunden,
So, als hätten Baum und Wind
Eben Schweres überwunden.
Durch den Baum, da weht der Wind,
Alle meine Sinne lauschen —
Und mir ist's, mein eignes Sein
Schwinge mit in diesem Rauschen.

Emma Vogel

Nachdruck verboten

Im Spiegel des Alters

Roman von Lisa Wenger

Morgarten-Verlag, Conzett & Huber, Zürich

Unaufhörlich läutete die Glocke, um ein vornehmes „arrivée" nach dem andern zu melden. Es kamen Touristen in allen Farben, kariert und getüpfelt, weiß und schwarz, zerlumpt und gigerlhaft. Es kamen auch Spanier und schwitzende Glatzköpfe, Kesselflicker mit Familie und ein ganzes Varieté. Es kamen Gascogner mit flatternden Halstüchern und Kramatten, deren Ende hinter ihnen drein wehte. Es strömten Turner herbei und streckten ihre Beine gen Himmel, Kranke kamen, die das Moorbad besuchen wollten, Geometer mit Vermessungsstangen, die sie kaum durch die Türen zu schleppen vermochten. Ein Tanzerpaar, vom Wirt gerufen, kam und tanzte, es kamen und johlten, ungewünscht und bald verjagt, Schulbuben mit ihren Ranzen, machten großen Lärm und wollten durchaus an der Table d'hote mitessen, es kamen Kellner, die Stellen suchten, Zimmermädchen mit koketten Schürzchen, kurz, es war ein wimmelndes Getriebe, das stets von neuem von den dunkeln Tönen der heimatlichen Kuhglocke durchschnitten wurde.

Jäh erhob sich der große Skandal: Ein Zechpreller, von einem aufmerksamen Kellner verfolgt, raste die Treppe hinunter — hinter ihm das Zimmermädchen, die Hotelgäste —, vorbei am Portier und am Publikum, das von der Straße hereingekommen war und es sich im Restaurant gütlich getan bei heißen Bratwürsten und Schwarzbrot. Ein Polizist, von der empörten Schar gerufen, brach sich Bahn und belastete den Dieb mit schweren Ketten und Handschellen. Dessen Vater beluud den jammernden und weinenden mit seinem Fluch, bis er reuig und gebrochen auf die Knie sank und dem Publikum seine Tat eingestand. Nun schneuzte sich alles um ihn herum vor Rührung und freute sich, daß ein gewesener und bekehrter Sünder mehr auf der Welt sei.

Wiederum rannte alles die Treppen unter Rufen und Schreien hinunter. Es näherte sich dem Hotel ein trauriger Zug: Vier Männer waren abgestürzt. Der Schulmeister, der sie gewarnt, wankte neben ihnen. Er meinte in sein rotes Taschentuch und versicherte den Umstehenden, daß er das alles gewußt und geahnt habe, und daß er an der ganzen Sache unschuldig sei. Aber niemand höre auf ihn und habe je auf ihn gehört. Nun lägen sie da mit gebrochenen Beinen oder schon tot. Die Verunfallten — daß einem dies scheußliche Wort nicht in der Feder stecken bleibt —, also die Verunfallten lagen nicht nebeneinander auf den Bahren, sondern alle vier aufeinander, zu einem Knäuel geballt, und waren mit einer Roßdecke und einem rot und blau karierten Federbett zugedeckt. Als sie vor dem Portal abgestellt wurden, sangen sie vierstimmig: „Zo myne Bärge mueß i scheide . . .", aber ehe sie mit dem dritten Vers zu Ende gekommen, erschien der Oberkellner, wedelte mit der Serviette und rief: „Ladies and gentlemen, dinner is served" genau so selbstverständlich englisch, wie man es im Hotel Bristol in Interlaken machte, worauf alles, die Unglücklichen voran, die Treppe hinaufstürmte in den Eßsaal.

Während des Essens zogen unaufhörlich Händler umher. Hübsche Bernerinnen hielten Ansichtskarten feil, die mit „Vautier und Söhne" gezeichnet waren. Ein fliegender Photograph erschien und man ließ sich einzeln oder paarweise abnehmen, erhielt auch sofort sein Bild, das mit den Buchstaben namhafter Künstler gezeichnet und nicht ohne Wert war. Bettler erschienen in Lumpen. Zwei Polizisten fahndeten nach einem Taschendieb und fanden ihn endlich, als ungewöhnlich dicke Dame verkleidet, mitten unter den Gästen. Sie entkief ihnen unter Angstgezeter und sie jagten ihr weit in die Straße hinaus nach. Es kam ein Blinder mit einem Hündchen und hielt reiche Ernte an Leckerbissen für sein Tierlein.

Im Augenblick, da der Kaffee serviert wurde — nach einem ausgezeichneten Essen, als da waren: Grimselforellen, Gletscherspinat, Nebelkrähen, garniert mit Adlereiern — und der Duft des heißen Labetrunkes in kerzengeraden Säulchen zur Decke stieg, hörte man einen entsetzlichen Lärm in einem der obern Stockwerke. Die Servietten hinwerfen, hinausstürzen, die Treppe hinaufrennen gleich einem Zug Ameisen, war in einem Augenblick geschehen. Unausgesetzt klingelte oben die Zimmerglocke und gellten die Hilferufe. Der Kellner suchte Zimmer um Zimmer ab, aus denen die Schreie einer Frau und eines Mannes drangen. Endlich fand man in Nummer fünfundfünfzig, oben unter dem Dach, die Unglücklichen. Ein englisches Paar von überlangen Dimensionen war durch die Betten gebrochen. Oben streckten sie Kopf und Beine zappelnd heraus und die runde Mitte ihres Körpers berührte den Boden. Beide schlotterten vor Angst und Scham in ihren langen Nachthemden. Sie zeterten in englisch, sie jammerten auf französisch, sie schimpften auf deutsch und beschuldigten den Wirt, die Wirtin, die Schweiz, den Bundesrat, die Hotels im allgemeinen und die Berghotels im besondern und drohten, ihren Unfall in der „Times" zu veröffentlichen. Mit Hilfe des gesamten Personals wurden sie aus ihrer lächerlichen Lage befreit, zogen zum Entsetzen der Gäste plötzlich ihre langen Hemden über die Köpfe und standen als zwei bekannte Maler vor dem erstaunten Publikum, das lachend abzog und sich mit der Absicht, bei Zigaretten und Likör seiner Aufregung Herr zu werden, wieder an die verlassenen

bereits gegenseitig „abgenützt" und gegenstandslos gemacht haben. Die ganze Angelegenheit ist in ihrer letzten, heikelsten und schwierigsten Phase angelangt und wühlt in den tiefsten Gründen des menschlichen Wesens, wo es um die eigentlichen Motive des „Pro" und „Contra" geht. Sicher hatte es noch kein parlamentarischer Behandlungsgegenstand an sich, so subjektiv ausgefochten zu werden, wie die Frauenstimmrechtsvorlage, in welcher Form sie gebracht werde. Bei ihrer Einführung würde sie doch eine tiefgreifende Umgestaltung und Wirkung in der Form des menschlichen Zusammenlebens, der gegenseitigen Beziehungen mit sich bringen. Da wir mit unserem ganzen Sein daran beteiligt sein würden, spielt die „Selbstbezogenheit" in der Beurteilung dieser Sache so stark mit. Wir müssen dies berücksichtigen, wenn wir die Haltung unserer Gegner ergründen und beeinflussen wollen.

Diesen geistigen Einfluß müssen wir nun vor allem auf unsere eigenen Reihen ausüben, um unsere „Front" stark zu machen. Hier gibt es nun solche Frauen, die sicher aus hoher innerer Gedankeneinstellung zu Gott und Welt heraus, aus Gewissenhaftigkeit und Treue zu sich selbst, in tiefem Ernste und Verantwortungsbewußtsein die politische Mitarbeit der Frau ablehnen, so, wie wir sie aus ebendenselben Gründen bejahen. Wir wollen sie achten und dabei doch hoffen, daß sie auf Grund weiterer Lebenserfahrungen und -beobachtungen vermöge ihrer Urteilskraft mit derselben Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit einmal dazukommen werden, ihren Standpunkt zu ändern und uns zu helfen. Es sind ihrer aber Wenige, welche sich durch alle die Fragen ehrlich durchgearbeitet haben und aus Ueberzeugung einen selbsterworbenen ablehnenden Standpunkt einnehmen. Es schadet uns aber die weit größere Zahl der Verantwortungslosen, Gleichgültigen, Oberflächlichen, derjenigen, die falsche Gefühle und flache Sentimentalität zur Schau tragen, aus stimmungsmäßiger Voreingenommenheit heraus urteilen, nicht auf dem Boden der Wirklichkeit argumentieren und über eigentliche Tatsachen hinweggehen und reden. Vielfach werden damit egoistische Triebe und Engheit des Geistes überdeckt und andere irregeführt. Es schaden uns die Unwissenden, Unaufgeklärten, Interesselosen . . . Wie haben wir hier noch viel zu tun! Wir müssen vorerst gegen diese inneren Feinde kämpfen und sie zu den Unsrigen machen. Es gilt, den Schild der Fraulichkeit, Mütterlichkeit, des weiblichen Wesens blank zu putzen von Unreinigkeiten, falschem Schein, um den echten, wahren und warmen Glanz hervorzubringen. Und mit diesem Schild wollen wir unsere Sache zu gewinnen suchen. Mustern wir unsere eigenen Scharen darauf hin, ob sie das halten, was wir versprechen, ob sie unseren Zielen dienen, ob sie unsere Sache nicht zu Schanden machen. Stürmen wir nicht vorwärts, um wieder große Rückschläge zu riskieren, nehmen wir Schritt für Schritt und erziehen wir uns selbst für unsere Aufgabe und unser Ziel. Weil es bei uns um mehr geht, als um die formellen Rechte einer „Demokratie der Wahlen", weil es um eine soziale Neuordnung geht, um eine Erweiterung der Menschenrechte, müssen wir zäher kämpfen und mit unserem ganzen Sein einstehen. Wenn wir uns daraufhin prüfen, so müssen wir vielleicht doch auf den Appell hören, den Herr Dr. Bovet in seinem Vortrag im Zürcher Frauenstimmrechtsverein an seine Zuhörerinnen gerichtet hat und der ihm leider eifrigen Protest eintrug, nämlich — daß wir uns im Hinblick auf dieses höhere Ziel vorerst im Geiste wandeln müssen!

G. B.-Sch.

Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein

Höhenluft umwehte die 58. Jahresversammlung des S. G. F. V., welche am 1. und 2. Juli im Berner Oberland stattfand. Ein weiter Horizont verlieh den Verhandlungen das Gepräge; Hoheit und Klarheit der Berge fanden sich wieder in den außergewöhnlich packenden Vorträgen.

Die kleine, aber sehr tatkräftige und fein geleitete Sektion Wengen hatte die Gemeinnützigen eingeladen. Der gut vorbereiteten Tagung war ein voller Erfolg beschieden. Ueber 350 Teilnehmerinnen konnte die Zentralpräsidentin, Frau A. H. Mercier aus Glarus, begrüßen. Sie wies mit sehr ernsten Worten darauf hin, daß an Hilfe, sowohl außerhalb wie innerhalb unserer Grenzen noch lange, lange nicht genug geschehen sei. Von dem, was im Verein geleistet worden war, bekam man einen Begriff aus dem Jahresbericht. Z. B. wurde die ganz im Stillen vollbrachte „Handarbeit" der Sektionen für die Kriegsopfer von der Schweizerspende mit einem Wert an Arbeitsstunden von über 13 000 Franken gebucht (Materialwert 9 000 Franken). Einen breiten Raum im Jahresbericht nehmen die Schulen ein. Die Gartenbauschule Niederlenz floriert auf's Schönste. Die Schülerinnen schließen mit einem eidgenössischen Lehrbrief ab und finden gute Stellen. — Die Schweizerische Pflegerinnenschule in Zürich dehnt ihr segensreiches Wirken immer weiter aus. Sie bildete im letzten Jahr 45 Kranken- und 38 Säuglingspflegerinnen aus. Dem großen Werk noch mehr Hilfe und Rückenstärkung zu verschaffen, ist der Zweck der neuen Gründung: Verein der Freunde der Pflegerinnenschule, welchem beizutreten warm empfohlen wird. — Die Haushaltungsschule Lenzburg hingegen konnte wegen Schülerinnenmangel nicht mehr weitergeführt werden. Sie dient jetzt der Stadt Lenzburg als Kinderkrippe und Kindergarten. — Die unentgeltliche Kinderversorgung konnte 38 Kleinen zu Pflegeeltern verhelfen. Frau Dr. Labhardt, Kommissionsmitglied der U. K. V., setzt sich bei den zuständigen kantonalen Amtsstellen dafür ein, daß im Heimatschein eines Adoptivkindes nur die Namen der Adoptiveltern stehen; mit der Weglassung der natürlichen Eltern werden dem ins Leben hinaustretenden Kind Konflikte erspart. — Das Ferienheim Mutter und Kind in Waldstatt wird sehr gern aufgesucht und muß im Sommer leider Leute abweisen. Die Brautstiftung durfte erfreuliche Zuwendungen verdanken und kann umsomehr Gutes stiften. Die Diplomierung treuer Hausangestellter wird von Mitgliedern und Nichtmitgliedern des Frauenvereins immer mehr gewünscht und vereinigt in vielen Sektionen Arbeitnehmer- und Arbeitgeberinnen zu frohen Festchen. Die Aktion Hilfe für die Bergbevölkerung unterstützte kräftig die Selbsthilfe in hochgelegenen Gemeinden, sei es durch Vermittlung und Finanzierung passender Kurse, sei es durch Gaben an Wäsche und Kleidern für Jung und Alt, angefangen bei der Säuglingsausstattung im Wandersäuglingskorb. — Im Jahresbericht figurieren ferner noch verschiedene kriegsbedingte Aufgaben, die dem Frauenverein überbunden worden waren. Die Jahresrechnung, von der bewährten Kassierin Frau Handschin vorgelegt, veranschaulichte noch einmal das große Tätigkeitsgebiet des Vereins. Die statutarischen Vorstandswahlen waren rasch erledigt. Leider lagen die Demissionen von Frau Langner, Solothurn-Genf, Frau M. Paur-Ulrich, Kilchberg, und Madame Jeanneret, Neuenburg, vor. Die Zentralpräsidentin widmete den Scheidenden warme Dankesworte. An ihre Stelle treten: Frau Laube-Käppeli (Solothurn), Frau Hügi-Lüdin (Langenthal) und Frau Schmid-Schultheß (Luzern). Die Wiederwahl des übrigen Vorstandes samt der verehrten Präsidentin, Frau A. H. Mercier, wurde unter freudigem Beifall vollzogen. Frau Frizzoni, die ehrwürdige Bündner Kantonalpräsidentin, referierte über die günstige Auswirkung des Zusammenschlusses der 24 bündnerischen Sektionen, wodurch z. B. auch die Frauen kleiner und abgelegener Orte zu den besonders während des Krieges so sehr begehrten Kursen mannigfachster Art kamen. Wie eindrucksvoll erklang zum Schluß des Votums das Motto des S. G. F. V. im schönen Engadiner Romanisch! — Das Pestalozzijahr ist besonders günstig für Unternehmungen, die den ärmsten unter den Kindern ihr Los mildern wollen. So fand das von der Sektion Frutigen geplante Durchgangsheim für Verdingkinder die lebhafte Unterstützung der Versammlung.

Die sympathischen Begrüßungsworte der Vizepräsidentin der gastgebenden Sektion, Frau Boß-Roth, hatten den Anwesenden schon ein lebendiges Bild vom alten und neuen Wengen vermittelt; nun führte sie der von tiefer Heimatliebe getragene Vortrag von Nationalrat H. Roth (Interlaken) zu den Nöten und Sorgen des so glücklich scheinenden Berglandes. Aber kraftvoll kämpft dagegen die 1919 gegründete Volkswirtschaftskammer des Berner Oberlandes. Klar legte der Redner die 8 Punkte dar, die zu einer Gesundung der Verhältnisse führen können: Sicherung des Bodens vor Ueberzahlung, Verschuldung und Spekulation; niedrigster Hypothekarzinsfuß; Vorrecht des Bergbauers auf Viehaufzucht; angemessene Preise für die Produkte; Transportvergünstigungen; Versicherung gegen Elementarschäden; Rückkehr zu einer gewissen Selbstversorgung; Beschaffung von Nebenverdienst durch Heimarbeit und Kleinindustrien. Der Staat muß die Grundlagen schaffen, dann kann die Selbsthilfe, die das allein Richtige ist, einsetzen. Der Fremdenverkehr bringt den Berglern viel Arbeit; sein Nachteil ist, daß die Hotelbauten in die schlechteste Bauzeit fielen. In der stillen Zeit hat die Volkswirtschaftskammer das Bildungswesen (Landwirtschaft und Hauswirtschaft) in Hunderten von Kursen gefördert (auch Wohn- und Lebenskultur!) Hausweberei und Spitzenklöppeln wurden hochgebracht, die Heimarbeit vorbildlich für die ganze Schweiz organisiert. — Referat und Redner beeindruckten die Versammlung tief.

Am Dienstagmorgen ragten strahlende Gipfel hoch ins dunkelblaue Firmament, als Fräulein Dr. Ida Somazzi (Bern) über „Die Vereinigten Nationen und die Schweiz" sprach. Glühend flammte die Rede dieser aufrechten Schweizerin mit dem weltweiten Sinn, wie ein hell loderndes Augustfeuer auf hoher Bergeswarte. Völkerbund, Recht und Gerechtigkeit, Neutralität, Friede — wie Fanfaren klang es in den Saal und weckte alle Herzen zum Mitgehen. Die Frauen wurden sich der ungeheuren Bedeutung des Themas bewußt, sahen den Völkerbund entstehen und an seiner Ohnmacht scheitern, sahen die „Uno" als seine Erbin sich aus dem Chaos erheben, diesmal ein Bund mit Macht, mit diktatorialer Macht, eine gerüstete Sicherheit, von den Mitgliedern Waffen, Kriegsmittel, Truppen heischend. „Kann da die Schweiz mitmachen? Die Schweiz ist neutral, aus Sorge um das Ganze ist sie durch die Jahrhunderte neutral geblieben und will den Boden des Rechts nicht verlassen. Aber: wir sind bereit zu helfen, nicht Kriegsdienste, Friedensdienste wollen wir leisten, wir müssen den Vereinigten Nationen beitreten, wir gehören auf die Seite der Menschlichkeit, der großen Ideen, die Befriedung der Welt ist das höchste Ziel." Mit hinreißendem Pathos, frei redend, verfocht die Referentin ihre Thesen. Hat wohl je eine Frauenversammlung einer politischen Rede solch begeisterten Beifall gespendet, wie es hier der Fall war?

Eine liebliche Fügung wollte es, daß eine Seminarklasse von Fräulein Dr. A. Somazzi zufälligerweise in Wengen anwesend und den Vorträgen beiwohnend, die Spannung mit einem frischen Lied löste. Darauf feierliche Stille: Fräulein Dr. Esther Odermatt führte die Versammelten in einen heiligen Hain, wo sie auf dem Altar die Opferflamme entzündete als Dank für Heinrich Pestalozzi. Erschüttert und beglückt vom Wunder „Schweiz", das sie soeben erlebt, stellt die gottbegnadete Lehrerin ein herrliches Bild des größten Schweizers vor die Zuhörerinnen hin. Mit besonderer Innigkeit zeichnet sie die Gertrud, das Idealbild der tapfern und klugen Schweizerfrau, in welcher Pestalozzis Seele fortlebt. Der Ruf nach der Wohnstube ist heute so dringend wie vor 200 Jahren; in ihr muß die brüderliche Liebe wachsen können, denn auf jeden Einzelnen kommt es bei uns an. Auch der Staat soll ein Heim werden. —

Bewegt dankte die Zentralpräsidentin den beiden Rednerinnen, beifügend: „Wir sind stolz auf beide Frauen! Ja, stolz und demütig zugleich, angesichts der ewigen Berge" — und mit einem Herzen voll Dank zogen die Gemeinnützigen wieder zu Tal.

M. B.-H.

Politisches und Anderes

Ein mühsamer erster Schritt

E. B. Die Konferenz der Außenminister von Frankreich, Großbritannien, USA. und Sowjetrußland ist nach wochenlangen mühsamen Verhandlungen nun so weit gediehen, daß man sich einigte, die Friedenskonferenz auf den 29. Juli einzuberufen. Frankreich wird die Regierungen der 17 Staaten, die sich mit Deutschland und seinen Satellitenstaaten und mit Italien im Kriege befanden, hiezu einladen. In fünf politischen Kommissionen sollen die Friedensverträge für Italien, Rumänien, Bulgarien, Ungarn und Finnland durchberaten werden.

Wer soll Offizier werden?

Es ist gewiß auch für die Mütter heranwachsender Söhne wissenswert, wie sich General Guisan in seinem umfassenden Bericht über die Aktivdienstzeit 1939/1945 an die Bundesversammlung zur Frage der Auswahl der Offiziersschüler äußert. Er übt Kritik und weist auf Wege, die in Zukunft beschritten werden sollten, wenn er u. a. schreibt:

„Allzuoft scheinen bei der Auswahl der Offiziersschüler die gesellschaftliche Herkunft oder die körperlichen Fähigkeiten den Ausschlag gegeben zu haben, auf Kosten der Berücksichtigung des Charakters; die Auswirkungen einer derartigen Gewohnheit sind unüberseehbar . . . Ausgezeichnet trainiert auf körperliche Leistungen, gepflegt, in ihrer äußeren Erscheinung und „militärisch" in ihrem Auftreten, lassen die letzten Jahrgänge der neu ausgebildeten Offiziere häufig Persönlichkeit vermissen, haben keine Initiative oder keine Sicherheit in der Führung der Truppe und demzufolge keine Autorität."

General Guisan weist dann im weiteren, wie wir dem „Volksrecht" entnehmen, auf Mängel im Ausleseverfahren, wenn er schreibt:

. . . „Der Mangel an charakterfesten Persönlichkeiten der ihnen (den jungen Offizieren) manchmal vorgeworfen wird, erscheint als etwas, was im Bürgertum als derjenigen sozialen Schicht, aus der die meisten von ihnen stammen, mehr und mehr verbreitet ist. In einer Armee, die das Spiegelbild der Nation ist und es bleiben muß, war es normal, daß diejenige Gesellschaftsklasse, die allein die Leitung der bürgerlichen Angelegenheiten besorgte und wirklich die Elite des Landes darstellte, auch in der Armee eine entsprechende Stellung einnahm. Aber heute machen andere soziale Kräfte dem Bürgertum den Vorrang streitig. Aus den Kreisen des Bauernstandes und der Arbeiterschaft gehen Führer hervor, die das Schicksal des Landes ebenso stark beeinflussen wie die bis anhin herrschende Klasse. Als logische Folge dieser Entwicklung zeigt das Bürgertum, das nur noch teilweise an der Leitung der Staatsgeschäfte teilnimmt, weniger Lust und weniger Sinn für die Verantwortung. Wenn demnach die Autorität im Lande sich auf neue Stände ausdehnt, so müssen diese auch in der Armee vertreten sein."

Schade . . .

Wir lasen mit Interesse von der großen, sehr stark besuchten Tagung des Zwinglibundes in Basel. In der Berichterstattung werden die Ansprachen und Vorträge resümiert, und wir sehen, daß, wie es üblich ist, alle Sprecher Herren Pfarrer sind. Eine einzige Frau als Sprecherin ist erwähnt: ein Gast aus Holland, Fräulein Pfarrer J., bringt den Gruß der holländischen Jugendbewegung. — Sollte es nicht zur Selbstverständlichkeit werden, daß schon bei der Programmgestaltung solcher Tagungen von vornherein daran gedacht wird, auch Frauen sprechen zu lassen, nehmen doch Theologinnen und Gemeindehelferinnen so großen und führenden Anteil an der kirchlichen Jugendbewegung. Es geht uns bei solcher Anregung natürlich nicht um Ruhm und Ehren, sondern um den Wunsch, daß den jungen Besuchern solcher Tagungen das gemeinsame Wirken männlicher und weiblicher Führung gezeigt und zum Erlebnis gestaltet werde.

Der Landesverräter Reiffer

der jahrelang in Deutschland gefährliche Wühlarbeit gegen die Schweiz leistete und im Sold der deutschen Nationalsozialisten stand, wurde diese Woche militärgerichtlich zu vier Jahren Zuchthaus und zu

Kochfett Vola
immer noch trustfrei,
immer noch
schweizerisch

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 ZÜRICH Tel. 57722

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Tische setzte. Bald begann der Tanz, und nun hatte niemand weder Zeit noch Lust, dem Humor und der allgemeinen Unterhaltung irgendwelche Opfer zu bringen.

Um sechs Uhr morgens wurde das Hotel geschlossen. Der Portier stand da und nahm gähnend und mit steif ausgestrecktem Arm das Trinkgeld entgegen. Andern Tages wurde das Berghotel von Polizei wegen geschlossen, da der Skandal, der unerhörte Lärm und das Getobe die Nachbarn in ihren Träumen gestört hatten. Bautier und Frau nahmen die Sache gelassen hin und zogen sich in das Privatleben zurück.

Ja, in Düsseldorf wußte man, wie man Feste feiern soll. —

Wie hätte Bella anders heißen können? Könnte man sich eine Schweizermutter denken, die ihre Tochter Bella taufen ließe? Erstens darum nicht, weil sie sich scheuen würde, einen so romantischen Namen in ihre Familie einzuführen, und dann, weil sie es nicht unterlassen würde, sich zu sagen, daß sie ja über die Beschaffenheit, über die körperliche Form ihrer Tochter noch nichts Bestimmtes w.: und es daher nicht wagen dürfe, sie zu einer Schönheit zu stempeln, ehe sie wirklich eine geworden.

Nun, Bella Lee war keine Schönheit, aber ein hübsches Mädchen. Sie war auch modern-romantisch, sentimental-materiell und alles, was Liebe hieß, interessierte sie. Sie und ihre Schwester Leonore waren so verschieden voneinander als möglich; man dürfte sie ohne Uebertreibung als Gegensätze bezeichnen. Leonore, die Begabte, die gut Unterrichtete, sich für jedes Vorkommnis des Lebens Interessierende, herrschte gerne, hatte bestimmte und niemals kleinliche Ansichten, dachte, fürchtete sich nicht davor, ihre Meinung zu sagen, auch wenn sie verletzte oder beschämte. Ihre Hände und Handgelenke waren anmutig in jeder Bewegung, ihr Mund war groß — entgegen dem damaligen Ideal — und wirkte stark philosophisch. Sie hatte wunderschöne Zähne.

Es wurden von ihr Männer von Wert angezogen, und zu derselben Zeit, da Bella sich ihr Schicksal wob, baute Leonore sich das Gebäude ihrer Ehe. Sie und ein junger Gelehrter hatten sich bei einem Aufenthalt in Wien zu lieben begonnen, jedoch mit wenig Aussicht auf Vereinigung. Sie trennten sich aus achtbaren Gründen, fanden sich später wieder zusammen, fielen in tiefe und dauernde Leidenschaft und heirateten ein oder zwei Jahre früher als Bella, die um vieles Jüngere.

Leonore blieb ihrer Arbeit und Kunst treu, malte, stellte aus, porträtierte und konnte das alles mit um so leichterem unbeschwerten Herzen tun, als sie kinderlos blieb und ihr Mann sich herzlich an ihrem Talent freute. Die Studenten, Hörer ihres Mannes, fanden in ihrem Hause Frohsinn und Ernst und Anregung in jeder Weise. Führten die Studenten des Aristophanes „Vögel" auf, so modellierte Leonore die Figuren zu dem Puppenspiel, und hatten sie Lust, ihre Lehrer launig zu verspotten, so dankten sie es Leonore, daß ihre Absichten so gut und treffend ausgeführt wurden.

Umschwärmt von dieser lebendigen Jugend, zu keinerlei Niedergeschlagenheit neigend, befriedigt von ihrer Ehe, bot Leonore einen so direkten Gegensatz zu dem sich ganz anders abspielenden Leben Bellas, daß es Frau Lee schmerzlich und bitter zu tragen war, wenn sie sich bei ihren langen Besuchen bei dieser Tochter von dem vielen Leid, dem Zorn und Schmerz, den sie mit der andern mütterlich trug, erholte.

Bella, durch alle die Jahre hindurch immer nur Leonores Schwester, Leonores Modell, die verliebte Bella, das Dickchen, vermochte es in keiner Weise, anzuziehend auf die Göttin der Ehe und ihre Diener zu wirken und mußte es erleben, daß jene Dame und ihr Gefolge sie stark vernachlässigte.

An Leonores Hochzeitstag hatte Bella die bittersten Tränen ihres Lebens geweint, trotzdem sie ein schwarzseidenes, prachtendes, enggeschnürtes Hochzeitskleid trug, das ihr sehr gut stand.

Ist es so, daß große Seelen großer Schicksale gewürdigt werden, kleine Seelen kleinen Schicksalen unterliegen? Wie kommt es denn, daß Bella nicht nur einmal, sondern zwei- und dreimal in Wirrnis und Gemeinheit beinahe verkommen mußte? War sie nicht anständig, gutherzig, wohlerzogen und wußte, was sich schickte? Von Gemeinem konnte keine Rede sein.

Sie hatte als junges Kind die Liebesbriefe viel älterer Mädchen vermittelt. Sie verliebte sich wahllos und oft nacheinander. Ich habe aber nie davon gehört, daß sie jemand zur Liebe überzeugt und dazu gezwungen hätte. Nie habe ich gehört, daß zu ihr von Liebe geredet wurde. Wenn sie sich verliebte, blieb dies Gefühl einseitig, ging von ihr aus, aber kam nicht zu ihr zurück.

Wäre sie ein armes unbeschütztes Mädchen gewesen, es hätten sich Hände genug nach ihr ausgestreckt, denn sie war hübsch, hatte viel rosiges Fleisch zu ihrer Verfügung, brachte es fertig, blonde Haare aufzuweisen, und schaute schräg aus dunklen Augen. Wäre sie reich gewesen, sie hätte längst den Mädchennamen mit dem Frauentitel vertauscht. Sie war aber weder reich noch arm. Hätte man die Tiefe ihres Seins ergründen können, würde man gefunden haben, daß sie lieber gewöhnlich als ungewöhnlich gewesen wäre und also auch war.

So mochte es geschehen, daß sie nur gewöhnliche, ja, wie es sich in der Folge zeigte, nur gemeine Männer anzog. Es kam noch etwas dazu. Die Furcht vor dem Ledigbleiben war zu der Zeit, da wir jung waren, Bella und ich, drückend, quälend, mutraubend. Im Gegensatz zu heute verlangte man nichts von einem jungen Mädchen, als daß es sich verheiratete. Eine schwer lastende und von jeder Unverheirateten peinlich empfundene Verachtung wartete der alten Jungfer. Die Grenzen, die man einem Lädchen aus guter Familie zog, waren schmachvoll eng, wiederum im Gegensatz zu heute. Heute gibt es manchen Weg zur Selbständigkeit, damals nur den einen.

Bella war fünfundzwanzig Jahre alt und gehörte noch zu den Unbegehrten. Sie zuckte schon zusammen, wenn sie nur das Wort „ledig" hörte. Sie wollte nur eines: Heiraten, heiraten um jeden Preis. Es vergingen ein paar Jahre.

Auf einer Reise nach Wien verliebte sich Bella in einen jungen Maler und er, so schrieb sie mir, auch

sechs Jahren weiterer Einstellung in den bürgerlichen Rechten über die Strafzeit hinaus verurteilt . . . Nach 10 Jahren darf er also wieder stimmen und wählen. — Und die Schweizerfrau?

Dringende Einladung!

Alle Schweizerfrauen, die irgendwie Gelegenheit haben, den Kongreß des Weltbundes zu besuchen, sollten sich dieses Erlebnis nicht entgehen lassen. Uns Schweizerinnen gibt es immer einen mächtigen Impuls, und es ist ein herrliches Gegenmittel gegen unsere Minderwertigkeits-Komplexe, wieder einmal mit all den geistreichen und leistungsfähigen Frauen aller Länder zusammen zu kommen. Deshalb auf zum Kongreß des Weltbundes für Stimmrecht und staatsbürgerliche Mitarbeit der Frauen, 10.—17. August 1946 in Interlaken.

Programmentwurf:

(Große Aenderungen werden wahrscheinlich nicht mehr erfolgen.)

Samstag, 10. August: im Hotel Viktoria.
Morgens: Sitzung des Zentralvorstandes
Nachmittags: Gemeinsame Sitzung des Zentralvorstandes mit den Leiterinnen der Delegationen.

Sonntag, 11. August: im Hotel Viktoria.
Morgens: Spezialsitzung des Vorstandes mit je einer Delegierten von jedem Lande um die Berichte aus den einzelnen Ländern zu diskutieren.
Nachmittags: im Kursaal:
Eröffnung des Kongresses.
Ansprache der Präsidentin;
Begrüßung durch die schweizerischen Behörden und die Gemeindebehörden von Interlaken, sowie durch den Schweizerischen Verband für das Frauenstimmrecht. Kurze Ansprachen durch die Leiterinnen der verschiedenen Delegationen.
Abends: Empfang der Delegierten durch den Weltbund.

Montag, 12. August:
Morgens: Beschlußfassung: Entschließungen über den Frieden und die Demokratie.
Nachmittags: Berichterstattung durch den Zentralvorstand und das Generalsekretariat.
Abends: Feier „In Memoriam".

Dienstag, 13. August.
Morgens: Beschlußfassung: Entschließungen über die politischen und die wirtschaftlichen Rechte der Frauen.
Nachmittags: „Die Stellung der Hausfrau, der Arbeiterin und die rechtliche Stellung der verheirateten Frau".
Abends: Oeffentlicher Vortragsabend in Interlaken.

Mittwoch, 14. August.
Morgens: Die zukünftige Entwicklung und das kommende Programm des Weltbundes.
Nachmittags: dito.

Donerstag, 15. August: Keine Sitzungen. Gemeinsamer Ausflug!

Freitag, 16. August.
Morgens: Beschlußfassungen: Ueber Frauen- und Mädchenhandel, und Bekämpfung der doppelten Moral. Aktuelle Fragen.
Nachmittags: Grundsätzliches über unsere Bewegung und ihre Ziele.
Abends: Oeffentlicher Vortragsabend in Thun.

Samstag, 17. August.
Morgens: **Schluß des Kongresses.**
Nachmittags: Gemeinsame Sitzung des Zentralvorstandes mit den Leiterinnen der Delegationen (Comité international) und Kommissionen.

Montag, 19. August.
Abends: Oeffentlicher Vortragsabend in Bern.

Die vierte Schweiz? . . .

Zur Bundesfeier-Sammlung

Sehr viele Schweizer verlassen — sei es aus Reiselust, sei es der Not gehorchend — unsere Heimat, um andere Länder zu sehen und dort ihr Glück zu machen. In normalen Zeiten ist es diesen Landsleuten im allgemeinen gelungen, sich im Ausland eine befriedigende Existenz aufzubauen. Nur selten sind sie reich geworden; viele leben in großer Armut. So gibt es in Südamerika eine Schweizerkolonie, deren Gründer vor 50 Jahren auf die Versprechungen einer skrupellosen deutschen Agentur hin ausgewandert sind. Sie wurden nach der Ankunft in Uebersee in den tiefsten Urwald geschickt, wo die größten Entbehrungen und Leiden sie erwarteten. Bei meinem Besuch wurden wir vom begüterststen Mitglied der etwa 80 Personen zählenden Kolonie zu einem Imbiß eingeladen; wie alle andern, so besaß auch unsere Gastgeberin keine Schuhe! Mit Hilfe des Bundesfeierkomitees konnten die drückendsten Schulden des Dorfes bezahlt werden. Unsere Hilfsaktionen versorgten außerdem jede Familie mit den Kleidern, Medikamenten, Schuhen und Haushaltsachen, die sie brauchten. Es handelt sich hier nicht um einen Ausnahmefall: in jedem Land müssen die stillen Werke der Nächstenliebe, die ihre Hilfsmittel ausschließlich aus der Kolonie schöpfen, für die kranken, bedürftigen und arbeitslosen Schweizer eingesetzt werden. Es wäre falsch zu glauben, daß die Auslandschweizer im Gold schwimmen! Hat doch auch der Krieg vielen das Leben unendlich schwer gemacht und Tausende ruiniert . . .

Und doch bleiben diese Schweizer ihrem Vaterland treu verbunden. Was gibt es herzbewegenderes, als, durch Länder und Meere von der Heimat getrennt, eine Bundesfeier mit ihnen zu verleben, und wieviele Tausende sind in den Jahren 1914 und 1939 in die Heimat geeilt, als diese in Gefahr war. Man nennt die Auslandschweizer gerne „die vierte Schweiz"; ich möchte eher glauben, daß sie mit der unerschütterlichen und tiefen Heimatverbundenheit „die erste Schweiz" bilden!

Gedenkt deshalb großzügig der Auslandschweizer-Hilfe, die Eurer Unterstützung dringend bedarf. Auf keine andere Weise könntet Ihr unsere schweizerische Lösung besser in die Tat umsetzen, jene wahrhaft eidgenössische Idee des „Einer für alle, alle für einen."

Stockholm, den 1. Juli 1946.

Henry Vallotton, Minister.

Zur Abstimmung über das Frauenstimmrecht im Kanton Baselland

Am letzten Sonntag haben die Baselbieter Herren darüber abgestimmt, ob sie ihren Frauen das Wahlrecht geben wollen oder nicht. Und wir Frauen in der übrigen Schweiz, seien wir nun Befürworterinnen oder Gegnerinnen, haben wohl nicht weniger gespannt auf das Resultat dieser Abstimmung geblickt als die Baselbieterinnen selbst.

Ueber das Pro und Kontra, über die rechtliche Seite, über politische Auswirkungen und solche „am häuslichen Herd" wurde schon viel gesprochen und geschrieben, so daß wir uns und dem Leser darüber einen weiteren Kommentar ersparen möchten, ganz abgesehen davon, daß dies nun, nachdem die Würfel gefallen sind, auch keinen großen Sinn mehr hätte.

Man darf es uns Frauen aber nicht verargen, wenn wir uns zur Abstimmung selbst und zum Drum und Dran unsere eigenen Gedanken machen.

Obwohl kaum zu hoffen war, daß nach der drei Wochen vorher im Kanton Baselstadt negativ verlaufenen Abstimmung diejenige in Basselland ein besseres Schicksal erfahren werde, überrascht doch die außerordentlich hohe Zahl der Nein-Stimmen, hatten doch bloß die Katholische Volkspartei und die Bauernpartei Verwerfung empfohlen. Es fällt immerhin auf, daß die stadtnahen Gemeinden — Allschwil, Binningen, Birsfelden, Bottmingen, Münchenstein, Muttenz, Pratteln — gegenüber den ausgesprochen ländlichen Gemeinden ziemlich viele Ja-Stimmen aufweisen. Der Einfluß von der Stadt her spiegelt sich in den Abstimmungsresultaten dieser Gemeinden wider.

Man vermag sich nicht gut vorzustellen, daß die Stimmenden bloß auf die teilweise etwas abgeschmackte, mit plumper Ironie gespickte Gegenpropaganda hereingefallen sind. (Man konnte da zum Beispiel auf einem Zettel sehen: „Die Faust im Sacke — das kennen wir!", oder: „Im Baselbiet gibt es mehr Frauen als Männer; sollen wir nun auch (auch!) im Staate gehorchen müssen?", und was solcher Sprüche mehr sind. Irgendwo wurde sogar zwischen den Zeilen der Befürchtung Ausdruck gegeben, es könnten plötzlich mehr Frauen als Männer im Landrate sitzen.) Nein, wir wollen gewiß nicht glauben, daß diese Propaganda den Ausschlag gab. Sicher ist jedenfalls, daß ein großer Teil der Baselbieterinnen selbst das Stimmrecht gar nicht will. Und sicher ist auch, daß gerade im Baselbiet, wo in seinen heimeligen Stuben und Lauben das Familienleben gepflegt wird wie nicht bald anderswo, die Parole wirklich Gültigkeit hat, daß die Frau indirekt durch ihren Mann zur Urne tritt. Da wird wirklich gesprochen miteinander, da werden die Probleme diskutiert und die Meinung des andern angehört.

Es läßt sich einwenden, daß wohl ein wenig Toleranz den Frauen gegenüber, die nicht verheiratet sind, am Platze gewesen wäre.

Wollten wir allerdings boshaft sein, so könnte man auch beantragen, eine Rundfrage zu veranstalten, um festzustellen:

1. Wie viele Stimmende haben ihre Stimme im Einverständnis mit ihrer Frau abgegeben, das heißt auf die Ansicht ihrer Frau gerade bei dieser Abstimmung Rücksicht genommen?

2. In wie vielen Haushaltungen hat durch das Resultat der Abstimmung, weil sich die Frau an den Fingern abzählen konnte, wie ihr Mann gestimmt hat, der Hausfriede einen kleinen Knax bekommen, gerade jener Hausfriede, um den die Gegenpropaganda so gebangt hat?

Nun, wir sind ja von Natur aus nicht boshaft; aber interessant wäre es doch . . .

Eine kleine Rüge kann man ihnen aber doch nicht ersparen, den Baselbietern. Diese Abstimmung betraf eine Sache, die alle Frauen beschäftigte oder jedenfalls anging, junge und ältere, ledige, verheiratete, Arbeiterinnen, Angestellte, privatisierende, Bäuerinnen und Intellektuelle. Und jeder Mann hat doch gewiß irgendeine Frau, die ihm nahesteht, die Gattin, die Mutter, die Braut, eine Schwester oder eine Tochter. Und nicht einmal ganz jeder zweite von ihnen hat es der Mühe wert gefunden, in einer Sache, die diese Frauen angeht, sich an die Urne zu bemühen . . .

Uns gibt das zu denken, und zwar sind es wieder jene Gedanken, die da den Weg durch unser Gehirn nehmen, die für unsere Schweizer nicht gerade schmeichelhaft sind, Gedanken, die wohl durch tausend Gegenargumente entkräftet und widerlegt werden könnten und — trotz allem ihre Berechtigung nicht verlieren.

Gwr.

Zwei junge Polinnen,

die in Polen während des Krieges in der Resistance arbeiteten und viel Schweres durchgemacht, sich durch Flucht den Händen der Gestapo entzogen und aus dem Konzentrationslager gerettet haben, sind nach der Befreiung nach Frankreich gekommen und sollen dort von französischen Aerzten operiert werden. Nun ist aber ihr Gesundheitszustand so, daß diese Aerzte wünschen, daß die beiden Frauen sich zuerst in der Schweiz bei guter Luft und Nahrung und in einer günstigen Atmosphäre die nötigen Kräfte holen, damit die Operationen und Behandlungen Erfolg haben können. Die eine ist Kriegswitwe: «Il ne reste rien de ma famille. Mon mari a été fusillé à Auschwitz, et mes petits fils sont morts, et moi je rentre sans pouvoir marcher, seulement avec une canne.» — Die andere, Jüngere ist 22 Jahre alt, Opfer einer der berühmten „experimentellen Operationen" in Ravensbrück, sollte auch operiert werden, aber beiden fehlen noch die nötigen Kräfte, eine solche Operation durchzuhalten.

Wer hilft?

Es kann geholfen werden, indem man eine der beiden Frauen bei sich aufnimmt, wobei Land oder Berge jedenfalls günstiger wären als Stadt — oder indem an die schweizerische Polenhilfe Barbeiträge eingesandt werden, welche dieser ermöglichen würden, die beiden leidenden Frauen geeignet unterzubringen. Es ist ein Notschrei unter Millionen, aber es ist an unser Ohr und an unser Herz gedrungen, und wir wollen ihn als Frauen hören und helfen nach unseren Kräften. — Adressen und Bargaben richten wir an: Schweizerische Polenhilfe, Bürgienstraße 39, Bern, Telephon 3 67 77, Postscheck III 9337 mit dem Vermerk: Für die zwei Polinnen aus Paris.

El. St.

Man muß sie zu nehmen wissen . . .

Es ist eine bekannte Tatsache, daß nicht jeder jeden „zu nehmen" weiß. Es wäre mancher der „beste" Mensch, wenn man ihn „zu nehmen wüßte". Und manche Mutter meint, ihr Kind sei schon recht, aber man müsse es eben zu nehmen wissen. Für dieses Kunststück gibt es allerdings keine Regel und keine Schule, keine bestimmte Anweisung und keine Sicherheit, und es bleibt der Begabung des Einzelnen und seiner Geschicklichkeit überlassen, wie er das machen will! Dasselbe gilt für alle Mütter und lernbegierigen Frauen, die gerne wüßten, wie man es anstellen muß, um „ihr Kind", „Ihren Gatten" zu nehmen, wie sie eben gern genommen sein möchten! Wenn man Augen und Ohren hat, kann man allerdings aus eigener Beobachtung manches lernen! Das Wichtigste ist bestimmt, daß man sich in den andern hineinversetzen kann, daß man des andern Eigenart verstehen kann und verstehen will und — sogar das ist unumgänglich notwendig — auf sie Rücksicht nimmt und ihr Rechnung trägt. Das hat jeder gern und so ist jeder „gern genommen". Man „nimmt" seine Eigenart, das heißt seine Schrullen und angenehmen Eigenschaften entweder einfach hin und bestärkt ihn noch darin, oder man versucht ihn im notwendigen Fall so zu beeinflussen und umzustimmen oder umzuerzählen, daß er es möglichst nicht merkt, dafür aber umso mehr fühlt, daß alles nur zu seinem Besten unternommen wurde und gemeint ist. Mancher solcher Lebenskünstler mag sich am besten mit dem fatalistischen Sprüchlein behelfen: „Man muß sie nehmen wie sie sind und nicht wie sie sein sollten!" Mit dieser Einstellung richtet man kaum Unfrieden an und das Geben wie das Nehmen fällt auf beiden Seiten leichter!

Die Genossenschafterinnen suchen eine brennende Frage zu lösen

An der diesjährigen Delegiertenversammlung behandelte der Konsumgenossenschaftliche Frauenbund (K. F. S.) unter dem Präsidium von Frau E. Egli-Güttiger, Zürich, neben den statutarischen Traktanden und einer Statutenänderung vor allem die schon seit längerer Zeit schwebende Frage, wie den überlasteten Müttern mit kleinen Kindern geholfen werden könnte. Der Gedanke, einen gegenseitigen Hilfsdienst mit freiwilligen und eventuell auch bezahlten Kräften zu organisieren, hat schon da und dort Fuß gefaßt. An einem Ort wird einer Mutter regelmäßig Flickarbeit abgenommen und dabei das unbrauchbar Gewordene gerade wieder ersetzt, am andern Ort werden Kinder gehütet oder zur Obhut in die Ferien genommen. Den Sektionen wurde nochmals empfohlen, diesen Hilfsdienst, genannt „Genossenschafterinnen-Hilfe" systematisch zu organisieren, eine Liste der freiwilligen Helferinnen jederzeit bereit zu halten, um neben der regelmäßigen Hilfeleistung in Notfällen, wie z. B. plötzliche Erkrankung der Hausmutter, bei Todesfall usw., sofort eine Genossenschafterin aufbieten zu können.

Einen schönen Erfolg verzeichnet eine Aktion innerhalb der Konsumgenossenschaft Lausanne, die auf Anregung der Frauen begonnen wurde. Hierüber berichtete Frl. E. Thivenau. Die Mitglieder der dortigen Konsumgenossenschaft können freiwillig auf einen ganz kleinen Teil ihrer Rückvergütung verzichten. Die Summe, die bis jetzt auf diese Weise zusammengetragen werden konnte, findet Verwendung zur Finanzierung einer Ferienkolonie, zur Unterstützung bedürftiger Mitglieder der Konsumgenossenschaft und auch zu zinslosen Darlehen (zur Verhütung von Kredit- und Abzahlungskäufen mit hohen Zinssätzen).

Die Versammlung nahm für die Finanzierung der „Genossenschafterinnen-Hilfe" weitere Vorschläge entgegen. Vielleicht wird es später einmal möglich sein, mit Hilfe des gesamten Geldes eine wandernde Heimhilfe (oder Heimpflegerin oder wie man diese Tätigkeit nennen mag) für die Mitglieder einer Konsumgenossenschaft anzustellen. Dies um so mehr, als es nicht leicht ist, freiwillige Helferinnen zur Ueberwindung ihrer Hemmung und ihrer Scheu, andern zu helfen, zu bringen.

Zum Schluß der Tagung zeigte ein Rückblick auf die in der 1. Hälfte des Jahres 1946 geleistete Arbeit, daß noch viele Probleme und verschiedene Postulate der Genossenschafterinnen der Verwirklichung harren. Für sie wie für die „Genossenschafterinnen-Hilfe" gilt, daß Aktionen der Solidarität überall möglich sind, wenn die Frauen sie ernsthaft wollen. Nichts soll uns davon abhalten, bescheiden anzufangen und Schritt für Schritt zu einem großen Werk zu gelangen.

Gr.

N. B. Wir möchten hier nachholen, daß sich beim Bericht über den Konsumgenossenschaftlichen Frauenbund vom 21. Juni im Titel ein Fehler eingeschlichen hat, in dem es sich um die Delegiertenversammlung der Hausbeamtinnen dieser Frauenorganisation gehandelt hat. (Die Red.)

Der „Nansen-Bund" bildet Ortsgruppen

Am 25. Juni fand in Bern die erste Ortsgruppenbildung des Nansen-Bundes statt. Eine entsprechende Fühlungnahme der Mitglieder und Interessenten in Zürich steht in den nächsten Tagen bevor.

Angesichts der großen Belastung der Vorstandsmitglieder durch die akuten Fragen der nationalen und internationalen Organisation der Finanzbeschaffung usw. muß die örtliche Werbetätigkeit unbedingt auch von örtlichen Zentralen aus redigiert und organisiert werden.

In diesem Sinne appelliert der Nansen-Bund an alle Mitglieder, Freunde und Interessenten die imstande wären zur örtlichen Werbung und Basisverbreiterung des Bundes beizutragen.

Zugleich sei noch auf den in der Nummer 26 vom 28. Juni erschienenen Artikel: „Wie es zur Gründung des Nansen-Bundes kam", und auf das im Annoncenteil dieser Nummer gedruckte Anmeldeformular hingewiesen!

---

in sie. Er reiste mit der Familie nach Hause und es wurde Verlobung gefeiert. Großer Jubel, große Freude. Die Anzeigen flogen überzeugend in alle Welt hinaus, triumphierende Brautbesuche wurden gemacht, in schwarzseidenem Kleid, im Federhut, und Küsse, Umarmungen, Liebesworte endeten nicht vor Mitternacht. Bella umspielten die lindesten Lüfte unerwarteten Glückes.

(Fortsetzung folgt)

Der diebische Rhesus

Es ist keine erfundene Geschichte, die ich hier erzähle, sondern es ist ein kleines Stück Tatsache aus dem täglichen Leben. Ich bin eine große Tierliebhaberin und wo könnte man feiner Leidenschaft in Tierliebe mehr frohnen, als in einem zoologischen Garten? Außer Stellingen war wohl der Dresdener Zoo eine der bedeutendsten Tiersammelplätze Deutschlands. Und gerade in diesem Tierparadies hatte ich meine liebsten Tierfreunde. Aber auch dieser herrliche Tiergarten war dem Untergang geweiht. Der Dresdener Zoo wurde von den Bomben beim großen Angriff am 13. Februar 1945 vollständig vernichtet. Als ich einige Wochen nach der Katastrophe den Tierpark besuchte, war davon nichts anderes als Trümmer und Ruinen der Tierhäuser und der Park nur noch als umgepflügter und zerrissener Morastboden zu sehen. Zu Dutzenden lagen die mächtigen herrlichen alten Platanen abgerissen herum und überall versperrten halbverbrannte Balken und Mauerreste die aufgerissenen Wege. Wo ehemals das herrliche „Affenparadies" war, zeigte sich heute ein verlassenes wassergefülltes Loch in riesigem Umfange. Die große Umfassungsmauer des „Affenparadieses" war niedergelegt und die ehemals etwa 60 Köpfe zählende Belegschaft der lustigen Rhesusaffen war in alle Winde geflüchtet. Der „Große Garten", Dresdens größter Park, in dem auch der Zoo beheimatet war, wurde zur neuen Wohnstätte. Auf den alten mächtigen vielästigen Platanen haben sich die Affen und Aeffchen geflüchtet und hausten dort oben nun in aller herrlichen Freiheit. Ich habe erfahren, daß man unzählige Versuche anstellte, um die wilden Kobolde wieder einzufangen, aber alle Fangversuche waren umsonst. Aber ich hatte im alten „Affenparadies" meine liebe Freundin. Ich nannte sie Fifi. Und um die traurte ich nun sehr. Ehemals, wenn ich sie besuchte, kam sie ungerufen, ja sie schrie schon nach mir, ehe ich das Paradies nur sehen konnte. Wie glücklich war sie, wenn sie aus meinen Händen eine Haselnuß oder ein Brödchen Weißbrot erhaschen konnte. Nun war sie fort, vielleicht wie viele ihrer Artgenossen doch durch das Unglück gestorben. Und als die Sonne im April etwas Wärme und Freundlichkeit über das fürchterliche Chaos goß, wanderte ich durch den zerrissenen Park und rief ab und zu „Fifi". Ich hatte daheim etwas Maismehl im Wasser angerührt und es in Stearin im Brattiegel gebacken. Etwas besseres konnte ich meiner Freundin nicht bringen, wenn ich sie finden sollte. Und als ich einmal in die Nähe der „Picarde" kam, hörte ich als Antwort auf meine Rufe plötzlich das bekannte fast hysterische Geschrei Fifis. Und wie ein Sturmwind kam sie über die weit herabhängenden Aeste einer Platane herunter und kletterte an mir hoch und hüpfte wie eine Verrückte in meinen Armen vor Freude. Und dann begann sie sofort in meinen Taschen herumzusuchen und fand den Maiskuchen, den sie gierig verzehrte. Und dann untersuchte sie mich von oben bis unten, schmatzte dauernd und streichelte meine linke Hand mit ihrer Rechten und spielte so ganz nebenbei mit dem goldenen Siegelring an meinem Ringfinger. Ich beachtete es gar nicht. Mit ihren Augen und mit ihrem wichtigen Getue war sie bei mir und mit ihrer rechten Hand war sie am Ring. Wo ihre Gedanken waren, konnte ich ja nicht ergründen, aber nachher, als es geschehen war, wußte ich, daß sie eine gerissene Schauspielerin war. Der Ring saß ein wenig locker und plötzlich war er weg und Fifi auch. Betrübt über diese Schlechtigkeit meiner Freundin begab ich mich heimwärts, denn mein Rufen und Locken blieb ergebnislos. Fifi kam nicht wieder. Betrachtungen über die Hinterhältigkeit einer Affenseele anzustellen, waren nun sinnlos. Ich hatte zu meiner Affenliebe noch den Schaden und auch den Spott meines Mannes und meiner Freunde, der menschlichen Freunde und Freundinnen. Aber in einigen Tagen darauf wanderte ich wieder im großen Garten herum und in der Umgebung der „Picardie" begann ich wieder zu rufen und zu locken. Und Fifi hatte bestimmt Hunger. Und sie kam auch wirklich und kletterte wieder in ihrer falschen Begeisterung an mir hoch und begann zu betteln. Und gleich sah ich an ihrer Backentasche etwas, das an einen Ring erinnerte. Ich packte die Räuberin fest um den Leib und befühlte jene Stelle und tatsächlich hatte sie meinen Ring in ihrer Backentasche versteckt. Ich rief einen Herrn um Hilfe, ich hielt Fifi fest umklammert, obschon sie kratzte und biß, ich ließ nicht los und der Herr versuchte, ihren Mund zu öffnen. Es war umsonst, sie gab die Beute nicht her. Der Herr sagte mir dann, daß wir mit der Aeffin zu ihm nach Hause gehen wollten, dort hätten wir den Ring bald heraus. Und als ich sein Haus betrat, sah ich am Türschild, daß er Arzt war. Nun wurde es lustig. Oben im Ordinationszimmer, hantierte er eine Minute während ich Fifi mit Gewalt festhielt. Alles Gekreisch und Gejammer erweichte mich nicht. Zudem war sie völlig wehrlos, denn wir hatten sie in meinen großen Schal eingebunden, nur versuchte sie immer von ihren scharfen Zähnen Gebrauch machen zu können, was ich aber verhinderte, indem ich sie am Nacken festhielt. Dann kam der Arzt, warf ihr eine chloroformierte Maske über den Kopf und schon in einer halben Minute lag sie besinnungslos da. Der Mund konnte nun mühelos geöffnet werden und freudig nahm ich meinen Ring in Empfang. Bald darauf kam Fifi wieder zu sich. Aber sie war ungenießbar und begann sofort wieder um sich zu beißen. Wir haben sie dann unten im Garten, der in der Nähe der „Picardie" lag, befreit und wie ein Wirbelwind raste Fifi mit Gejohle und Gekreisch dem nahen Großen Garten zu, wo sie in den Aesten einer Platane verschwand. Ich habe sie nie mehr gefunden.

Bert Vogelsang.

Kleine Sommerbotschaft für Frauen

Da kam doch gestern ein ganz bunter kleiner Sommervogel zu mir ins Büro geflattert. Und weil der Vogel sprechen konnte, so erzählte er mir flugs ein Märchen. Ein Märchen, das es nur im 20. Jahrhundert geben kann, das nur für uns Frauen bestimmt und — — — das sogar wahr ist.

Erst wollte ich es gar nicht glauben, aber da hatte der Vogel plötzlich ein knisterndes Päckchen im Schnabel und legte es just vor mich hin. Vorsichtig löste ich das Papier, und auf einmal fielen mir — — ein Paar Strümpfe in die Hände. Aber bewahre, keine gewöhnlichen Strümpfe, oh nein, sondern solche, die einfach nicht zerreißen.

Ein ganz zartes Gewebe, hauchdünn, so wie wir es für den Sommer lieben, — wenn wir unbedingt welche tragen müssen — und eine entzückende Farbe. Welcher Frau geht es nicht so, daß sie am Samstagabend gern ausgehen möchte und nur noch ein einziges Paar gute Strümpfe hat. Und Sonntag ist sie eingeladen und muß unbedingt welche tragen. Mit welcher Vorsicht zieht sie sie an, geht die Treppe hinunter und steigt ins Tram. Wehe, wenn sich eine Masche lösen würde. Und wenn das tatsächlich geschieht, so ist der ganze Abend, der so schön zu werden versprach, und der Sonntag noch dazu verpfuscht. Ganz abgesehen davon, daß wir Frauen wirklich langsam überdrüssig werden, ständig zu stopfen und Maschen heben zu lassen.

Nein! Wenn mein kleiner Sommervogel nicht geschwindelt hat, so werden alle diese Sorgen bald ein Ende haben. Teuer sind sie zwar, die unzerreißbaren, aus Glasfasern hergestellten Strümpfe, aber wir kaufen uns ja damit auch von allen diesbezüglichen Sorgen los. Ob sich das nicht lohnen wird?!

Wie eine süße Melodie klang es, als der kleine Vogel mir das Kennwort ins Ohr flüsterte. „Nylon" piepste er, und es war mir, als hätte er mir ein Geheimnis anvertraut. Aber ich will mich nicht allein an dem Wunder, das für alle Frauen geschaffen wurde, erfreuen, und darum sage ich es Ihnen weiter.

Lange wird es bestimmt nicht mehr wären, bis wir in die Geschäfte gehen und sie uns kaufen können, die neuen, aus Amerika kommenden Strümpfe.

Und — last, not least — was meinen Sie, welche Freude „er" haben wird, wenn Sie am Abend für ihn da sind, anstatt sich mit Flicken plagen zu müssen!

Marion

Veranstaltungen

Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit

Eine neue Welt? ist das Hauptthema, um das sich die Arbeiten des Ersten Internationalen Nachkriegskongresses gruppieren werden, den die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit vom 4. bis 9. August 1946 abhalten wird. Volle Delegationen und zahlreiche Besucher von vier Kontinenten sind bereits gemeldet. Fragen internen organisatorischen Wiederaufbaues und politische und wirtschaftliche Probleme von internationaler Tragweite stehen auf der Tagesordnung. Näheres durch das Internatonale Generalsekretariat 12 Rue du Vieux-Collège, Genf, Schweiz.

Konzert- und Theaterwoche

Vom 30. Juli bis 8. August findet in Weesen im Schloßhotel Mariahalden eine Konzert- und Theaterwoche statt. Das Programm wird eröffnet durch einen Vortrag von Dr. K. G. Kachler, St. Gallen, unter Mitwirkung von namhaften Solisten. Es folgen ein Sonatenabend mit Marianne Isler-Suzanne Gyr, drei Liederabende mit Judith Hellwig, Nina Rüesch und Lucas Barth, begleitet von Suzanne Gyr und Prof. Dr. F. Gysi, ein Kirchenkonzert (Orgel Heinz Wehrle) und ein Vortrag von Prof. Dr. Gysi.

Unter der künstlerischen Leitung von Max Terpis spielen Elisabeth Barth, Heinz Woester und Raimund Bucher das Schauspiel „Gyges und sein Ring" von Hebbel als Freilichtaufführung, und der letzte Abend der Konzert- und Theaterwoche sieht „Hermann und Dorothea" von Goethe vor, gelesen von den genannten Schauspielern.

Radiosendungen für Frauen

sr. Die Sendung „Die Viertelstunde der Frauenberufe" orientiert Montag, den 15. Juli, um 13.30 Uhr, über die Wäscheschneiderin. Die beiden Kapitel lauten: „Plauderei einer Berufsfrau" und „Aussichten und Möglichkeiten des Berufes". Im Zyklus „Mensch und Staat" gibt gleichen Tags um 18.40 Uhr Dr. Nelly Schmid Antwort auf die Frage: „Wann kommt der Mensch mit dem Staat in Berührung?" Dienstag, den 16. Juli, um 18.20 Uhr, erklingen „Alpenblumenlieder" von Flora Steiger und um 19.50 Uhr stehen „Nachrichten für die Frau" auf dem Programm. In der Sendung „Die Viertelstunde der Frau" berichtet Hanna Willi unter dem Titel: „Sommerfreuden der Hausfrau", Freitag, den 19. Juli, um 13.30 Uhr, über das Ereebnis einer Umfrage.

Redaktion
Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

D.. Unterzeichnete wünscht dem NANSEN-BUND als Mitglied beizutreten und bittet um Zustellung der diesbetreffenden Unterlagen.

Name: _____

Beruf: _____

Ort: _____

Genaue Adresse: _____

(Bitte deutlich schreiben)

Obiger Abschnitt ist auszuschneiden und an folgende Adresse zu senden:

Nansen-Bund, Bern-Transit 15 302

TROCK AG
ROCKRUNDER, BÜGELKISSEN
STOFFBÜSTEN
ZÜRICH, LÖWENSTR. 54

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Näschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE

INNENDEKORATION
Tapeten Spörri
FÜSSLISTRASSE 6 ZÜRICH, TEL. (051) 23 36 60

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

TROCK AG
ZÜRICH
LÖWENSTRASSE 54

Chemische Waschanstalt & Kleider-Färberei
Pedolin CHUR
Telephon 181

Ambrosia
das beliebte
Speiseöl und Kochfett

Schmerzen in Fuß und Bein? da hilft
P. TREFNY
allein
Zürich 1 Rindermarkt 7
Gegr. 1848 – Tel. 32 22 87

verwenden, er ist naturrein, mild und billiger als Wein-Essig
Mosterei Zweifel & Co.
Zürich-Höngg
Tel. 56 77 70
Zweifel-Obstessig ist erhältlich in den Filialen des Lebensmittelvereins Zürich, Konsumvereins Zürich, Konsum Denner, Konsum Baer-Pfister

40 JAHRE MERKUR-QUALITÄT

TROCK AG
Modejournale
ZÜRICH, LÖWENSTR. 54

Inserieren bringt Gewinn

TROCK AG
Stoffbüsten
ZÜRICH, LÖWENSTR. 54

Nur gute Waren —
aus der Bäckerei GANZ in Winterthur

MEYER-BUCK
Zürich, Schifflände-Kirchgasse
Porzellan
Kristall
Keramik

Daheim Bern Zeughausgasse 13
Alkoholfrei geführtes Haus. Gute Küche
Preiswerte Mahlzeiten. Freundl. Hotelzimmer. Sitzungszimmer. Tel. 2 49 29

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel 24 57 44
Forchstraße 37 Tel 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Alte, währschafte Wollstoffe werden durch
auffrischen, reinigen u. umfärben
wieder wie neu und sind im Tragen den Zellstoffen überlegen.
Wir färben in allen Modetönen. Wir reinigen Kleider, Teppiche, Vorhänge, Steppdecken etc. nach bewährten Trockenverfahren.
Trauerkleider innert 24 Stunden. Prompt, vorteilhaft.
Färberei Wädenswil
Chemische Reinigung A.G.
Tel. 95 60 58. Gegr. 1857
Filialen in Zürich: Badenerstraße 60 Tel. 25 20 41
Seefeldstraße 8. Tel. 32 25 66 Stockerstraße 45 Tel. 23 24 81
Goldbrunnenpl. Tel. 25 85 72 Forchstraße 92 Tel. 32 67 11
Filiale in Luzern: Frankenstraße 16 Tel. 041 21 05

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt seine angeschlossenen Schulen zur beruflichen Ausbildung in Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege.
Aarau: Kinderspital mit Kinderpflegerinnenschule
Basel: Frauenspital mit Kinderspital u. Säuglingsheim
Bern: Kant. Bernisches Säuglings- und Mütterheim
Chur: Frauenspital Fontana
Neuchâtel: l'École neuchâteloise d'infirmières d'hygiène infantile et maternelle.
St. Gallen: Ostschweiz. Säuglingsspital, Volksbadstraße
Kinderpflegerinnenschule der Hülfsgesellschaft Tempelacker
Pflegerinnenschule zu Birnbäumen
Zürich: Schweiz. Pflegerinnenschule mit Krankenhaus
Mütter- und Säuglingsheim Inselhof
Säuglingsheim Pilgerbrunnen
Aufnahmebedingungen: Gute Allgemeinbildung mit beruflicher Eignung, zurückgelegtes 20. Altersjahr.

TROCK AG
Schnittmuster
ZÜRICH, LÖWENSTR. 54

Erreichtes und Erstrebtes in unserer Sozialpolitik

Referat von Dr. jur. H. Thalmann-Antenen, gehalten am 26. Mai 1946 auf dem Herzberg.

2. Die Entwicklung der staatlichen Fürsorge

Es ist noch gar nicht so lange her, seit sich der Staat überhaupt mit den sozialen Gleichgewichtsstörungen befaßt. Insbesondere waren früher die Fragen des Alters, der Krankheit, Tod des Ernährers keine gesetzgebungspolitischen Probleme; sie wurden auf rein privater Basis gelöst, durch die Kirche, durch die Sippe, durch gewisse patriarchalische Bindungen zwischen Meister und Gesinde und durch die beruflichen Zusammenschlüsse der Zünfte. Heute haben sich die meisten dieser persönlichen Bindungen aufgelöst. Durch die Reformation wurde die Kirche gespalten; die Sippe verschwand; das Arbeitsverhältnis wandelte sich, besonders unter dem Einfluß des römischen Rechts, aus dem früheren Treueverhältnis zu einem obligationenrechtlichen Vertrag ohne persönliche Verbundenheit, und die Zünfte wichen den Stürmen der französischen Revolution. So entwickelte sich erst allmählich die staatliche Fürsorge, die staatliche Armengesetzgebung, und zwar vorerst auf dem Prinzip des gnädigen Gewährens: Deo in Pauperibus. Nur nach und nach schuf sich die Erkenntnis Bahn, daß wir um der Gerechtigkeit willen für unsere Armen sorgen müssen, daß die durch außerordentliche Umstände in Not Geratenen einen Rechtsanspruch auf die Hilfe der Allgemeinheit haben. Auch heute haften vielfach unserer Armenpflege noch die Merkmale der früheren Einstellung an. Ebenso mühsam rang sich die Idee durch, daß der Staat sich nicht darauf beschränken darf, die Armut als eine Tatsache hinzunehmen und irgendwie die Armen zu versorgen, sondern daß seine Hilfe zweckmäßig sein muß, daß sie nicht nur die Folgen beheben, sondern nach Möglichkeit die Gründe bekämpfen muß.

Unsere schweizerische Armenpflege ist zum weitaus größten Teil eine kantonale Aufgabe. Jeder Kanton hat seine Armengesetzgebung, die entweder auf dem Heimatprinzip oder auf dem wohnörtlichen Prinzip beruht, oder eine Kombination der beiden Prinzipien darstellt. Beide haben ihre bestimmten Vor- und Nachteile; die wohnörtliche Armenpflege erlaubt eine raschere Hilfe und kann manche Härten der heimatlichen Armenpflege vermeiden; ihre Gefahr liegt in der Ueberbelastung der Städte. Anderseits führt die heimatliche Unterstützung oft zu einer unhaltbaren Armenlast kleiner und kleinster Gemeinden. So gibt es z. B. in einem abgelegenen Tal des Kantons Graubünden ein winziges Nest von 70 Einwohnern, die für ihre verarmten ausgezogenen Dorfgenossen in verschiedenen Städten jährlich eine Summe von vielen tausend Franken aufbringen müssen. Wir dürfen wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß unsere schweizerische Armenpflege noch nicht durchwegs die Lösung des Problems gefunden hat und daß speziell der Kampf zwischen den beiden Prinzipien, die Uneinheitlichkeit der Armenpflege von Kanton zu Kanton, in den Städten und auf dem Land, die mangelhafte interkantonale Regelung und die schlecht verhüllte Absicht vieler Gemeinden, nach Möglichkeit die Armen abzuschieben, zu vielen Härten und Unzulänglichkeiten führt.

Ebenso lückenhaft ist auch unser Kampf gegen die Gründe der Verarmung. Wie oft beschränkt sich unsere Armenpflege noch auf eine momentane oberflächliche Hilfeleistung, wo durch ein gründliches Eingreifen eine Dauerlösung zu schaffen wäre. Gerade in ländlichen Verhältnissen huldigt man allzu oft einer kurzsichtigen Versorgungspolitik, ohne die Zukunft der Versorgten ins Auge zu fassen. Dabei wirkt sich vor allem auch das Fehlen einer durchgreifenden Krankenversicherung verhängnisvoll aus; nur in wenigen Kantonen besteht ein teilweises Versicherungsobligatorium, und schließen nicht die Kassen manchmal gerade jene Fälle aus, die sozial am meisten gefährdet sind? Ferner haben wir in der Schweiz bis heute keine allgemeine Hinterbliebenenversicherung. Eine Witwen- und Waisenversicherung besteht fast durchgehend in den staatlichen Dienstverhältnissen und in gewissen großen Betrieben der Privatindustrie, wo durch weitsichtige und sozialgesinnte Unternehmer Stiftungen und Kollektivversicherungen geschaffen wurden. In vielen privaten Anstellungsverhältnissen, sowie in den freien Berufen stehen unsere Witwen beim frühen Tod des Ernährers vielfach aller Mittel entblößt, ohne jede Existenzsicherung, dem brutalen Existenzkampf gegenüber, der oft durch die Pflicht, einer Schar unerwachsener Kinder Mutter zu sein, noch doppelt erschwert wird. Diese außerordentlich schwierige Stellung der Frau, die gleichzeitig Erzieherin und Ernährerin sein muß und die sie oft zu schlecht bezahlter Heimarbeit nötigt, hat unsere Oeffentlichkeit noch viel zu wenig erkannt; ihr ist in unserer Gesetzgebung noch kaum Rechnung getragen worden.

Ebensowenig ist das Alter als sozialer Faktor in unserer Sozialgesetzgebung genügend berücksichtigt. Wohl bestehen in den staatlichen Anstellungsverhältnissen und zum Teil in der Privatindustrie gewisse Altersrenten; aber gerade dort, wo sie vor allem auch nötig wären, in den kleinen Anstellungsverhältnissen, die keine Rücklagen erlauben und in den kleinen Verhältnissen der freien Berufe fehlt jede Sicherung. Hier wird die Alters- und Hinterbliebenenversicherung, wenn sie einmal Wirklichkeit geworden ist, eine immense Lücke auszufüllen haben. Eine ebenso klaffende Lücke scheint mir auch bei der beruflichen Schulung junger Leute aus armen Familien zu bestehen. Immer wieder kommt es vor, daß Kinder, namentlich aus kinderreichen Familien, dem raschesten Erwerb zugetrieben werden, ohne je eine gründliche Berufslehre absolvieren zu können. Aus ihnen werden dann jene ungelernten Arbeiter mit ungenügenden Löhnen, die bei einer Wirtschaftskrise als erste auf der Straße stehen und die auch volkswirtschaftlich betrachtet nicht den Interessen unserer auf Qualitätsarbeit angewiesenen Industrie dienen. Sie stellen das Kontingent jener Unzufriedenen, Verbitterten, die sich dann nicht nur gegen das persönlich erlittene Unrecht, sondern gegen die ganze Gesellschaftsordnung auflehnen. Ein weiterer Punkt auf diesem Gebiet der Sozialpolitik ist die Familienpolitik in ihrem ganzen Umfang. Kinderreichtum ist nicht nur ein Segen, sondern, vom sozialen Gesichtspunkt aus betrachtet, auch ein Faktor, der soziale Ungleichheiten schafft. Der Kinderreiche wird bei gleichen Lohnverhältnissen ohne weiteres auf eine niedrigere soziale Stufe gedrückt als der Kinderarme oder Kinderlose. Dieses Problem beginnt erst die neueste Sozialpolitik zu sehen und als Aufgabe zu betrachten. Unser sogenannter Familienschutz ist heute noch nicht viel mehr als ein Artikel unserer Bundesverfassung. Was uns fehlt, ist eine umfassende Mutterschaftsversicherung; was uns ferner fehlt, ist eine einheitliche und zielbewußte Siedelungs- und Wohnpolitik; wohl gibt es einzelne Gemeinden, die hier Tüchtiges geschafft haben, oder Genossenschaften, die das Problem zu lösen versuchen. Aber andernorts liegt diese Frage noch ganz im Argen. Ebenfalls in unzulänglichen Anfängen steckt die wirtschaftliche Sicherung der Familie durch ausreichende Familienzulagen. Gewisse Familienzulagen, die aber meist ganz ungenügend sind, werden in den staatlichen Anstellungsverhältnissen ausgerichtet, während die private Wirtschaft hier vorerst sehr zurückhaltend war. Eine neuartige Lösung ist man seit kurzen Jahren gefunden worden in den sogenannten Familienausgleichskassen, die durch Beiträge der Arbeitnehmer und Arbeitgeber gespiesen werden und die Ausrichtung eines Soziallohnes ermöglichen. Durch die Gesamtarbeitsverträge haben diese Kassen auch im Gewerbe Eingang gefunden. Da sie aber auf privater Vereinbarung beruhen, umfassen sie heute bei weitem nicht alle Verhältnisse und sind noch sehr ausbaubedürftig. Ein schwieriges Problem auf diesem Gebiete, das hier nur angedeutet sei, ist die Sicherung dieser Zulagen für den Zweck. Wie sollen wir, ohne allzu rigorose Bevormundung des Einzelnen erreichen, daß die Sozialleistungen von Staat und Kassen auch wirklich zweckentsprechende Verwendung finden? Und das wäre doch letzten Endes das Ziel der sozialen Hilfe.

Wir können vielleicht zusammenfassend sagen, daß unsere sozialpolitischen Maßnahmen, die sich mit den immer bestehenden sozialen Faktoren befassen, wie sie sich aus der menschlichen Natur ergeben, heute vielfach noch den Ursprung der staatlichen Fürsorge erkennen lassen, die nur zögernd den Akt der Gnade in ein klares Recht verwandelt. Gewiß, es sind gute und sehr wertvolle Anfänge geschaffen worden; aber wir stehen keineswegs vor einer vollendeten Lösung. Wir haben überall auszubauen; viele Fragen müssen gründlicher geprüft, richtiger erfaßt werden, wenn sowohl dem Einzelnen wie der Gemeinschaft Gerechtigkeit widerfahren soll.

III. Aktuelle Probleme der Sozialpolitik.

Neben den zu aller Zeit bestehenden sozialen Problemen hat uns die moderne Entwicklung noch vor ganz neue und viel schwierigere Aufgaben gestellt. Sowie die in der menschlichen Natur gelegenen sozialen Faktoren nur Einzelverschiebungen des sozialen Gleichgewichts bewirken, hat die Industrialisierung eine ganze Bevölkerungsschichten umfassende soziale Entartung bewirkt, die sogenannte Proletarisierung. Sie ist nicht von Anfang an als sozialpolitisches Problem und als staatliche Aufgabe erkannt worden, sondern es bedurfte dazu der Auflehnung jener Massen, ihres Zusammenschlusses und ihrer politischen Aktion, um die Allgemeinheit zum Eingreifen zu bewegen. Erst dann entstanden kuzessive und sehr zögernd unsere großen Sozialgesetze zum Schutz der wirtschaftlich Schwachen und Exponierten. Nachdem vorerst nur auf kantonalem Boden eine gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit eingeführt wurde — der Kanton Glarus war hier vorbildlich und bahnbrechend — wurde durch das eidgenössische Fabrikgesetz von 1877, revidiert 1914, für alle Fabrikbetriebe eine gesetzliche 48-stündige Arbeitszeit sanktioniert. Außerdem enthält unser Fabrikgesetz aber noch weitere zwingende und wichtige Vorschriften zum Schutz der Arbeitnehmer, insbesondere Lohnzahlungsvorschriften, Verbot des sogenannten Truckystems, Erleichterungen für die Durchsetzung der Lohnansprüche, Vorschriften über hygienische Maßnahmen, über Unfallverhütung, über die Nacht- und Sonntagsarbeit, über die Fabrikordnung, über die Kündigung. Dieser Arbeitsschutz blieb aber auf die Fabrikbetriebe beschränkt, während alle übrigen Arbeitsverhältnisse nach wie vor eines allgemeinen gesetzlichen Arbeitsschutzes entbehrten. Hier hat nun zum Teil eine außerordentlich weitschweifige, unübersichtliche und unsystematische kantonale Gesetzgebung eingegriffen und in ungezählten Erlassen spezielle Vorschriften über die Arbeitszeit in verschiedenen Betrieben aufgestellt. Und wo auch diese Vorschriften nicht hinreichten, da haben sich die Gesamtarbeitsverträge der Frage angenommen. Sie sind bahnbrechend gewesen für die Regelung der Arbeitszeit in den Gewerben, für die Einführung von Mindestlöhnen, für die Sanktionierung eines Ferienanspruchs des Arbeitnehmers, und sie befassen sich in neuester Zeit auch mit der Regelung der Unfallversicherung in den vom Gesetz nicht erfaßten Betrieben. Dagegen haben wir auf diesem Wege noch keine einheitliche Regelung der Arbeitsverhältnisse im Handel und in den Gewerben erzielen können, und das Bundesgesetz, das sich mit dieser Materie befaßt, ist heute erst noch ein Entwurf. Ferner entschlüpfen einzelne Arbeitsverhältnisse dieser gesetzlichen Regelung ganz, so insbesondere das Dienstbotenverhältnis und das Arbeitsverhältnis des Pflegepersonals. Neben dem eidgenössischen Fabrikgesetz gibt es also keine umfassende Regelung der Arbeitsverhältnisse. Nur einzelne Spezialgebiete oder Spezialfragen haben durch die Bundesgesetzgebung noch Beachtung gefunden: So haben wir ein Bundesgesetz über die Beschäftigung der jugendlichen und weiblichen Personen in den Gewerben, das für diese Arbeitnehmer Nacht- und Sonntagsarbeit grundsätzlich verbietet. Ferner wird im sogenannten Mindestaltergesetz ein weitgehendes Beschäftigungsverbot für Kinder unter 15 Jahren aufgestellt. Das Gesetz über die wöchentliche Ruhezeit stellt sodann den Grundsatz einer zusammenhängenden mindestens 24-stündigen Ruhezeit pro Woche auf, die allerdings gerade für besonders belastete Berufe wie Hausdienst und Krankenpflege, nicht zur Anwendung gelangt. Wohl das bedeutsamste dieser Spezialgesetze ist das Heimarbeitsgesetz, das sich mit der wirtschaftlich schwächsten und, weil schwer organisierbar, hilflosesten Gruppe von Arbeitnehmern befaßt, den Heimarbeitern. Hier ist der Gesetzgeber, in Abweichung von aller schweizerischen Tradition, sogar soweit gegangen, die obrigkeitliche Festsetzung von Mindestlöhnen vorzusehen.

Das ist, in sehr groben Zügen, das Bild unseres heutigen Arbeitsschutzes. Er hat wohl die dringendsten und äußerlich aktuellsten Probleme der modernen Arbeitsentwicklung zu lösen versucht. Wir dürfen aber trotzdem nicht übersehen, daß hinter der scheinbar glatten Oberfläche noch ganz andere Fragen einer Lösung harren, daß da versteckte Wunden schären, die die Gesundheit unseres Gesellschaftskörpers schwer gefährden könnten. Es sei nur auf das Problem der Mechanisierung, der Entseelung der Arbeit hingewiesen, auf die Frage der Verstaatlichung, auf die Kämpfe um Preis und Lohn, auf die Auseinandersetzung zwischen Individualismus und Kollektivismus, die ihren Höhepunkt vermutlich erst noch erreichen wird.

Eine zweite Gruppe sozialpolitischer Maßnahmen läßt sich unter dem Begriff der Sozialversicherung zusammenfassen. Sie entspringt dem Gedanken, daß für gewisse Ereignisse im Leben des Einzelnen, für Schicksalsanschläge, wie Krankheit, Unfall, Tod, Invalidität, Arbeitslosigkeit, nicht er allein einstehen soll, sondern die Allgemeinheit. Durch das Mittragen aller, werden sie für den Einzelnen tragbarer gemacht. So entstand als erstes soziales Versicherungsgesetz das Bundesgesetz über die Kranken- und Unfallversicherung, im Jahre 1911, das die Arbeitnehmer gewisser besonders gefährdeter Betriebe von Gesetzes wegen gegen Unfälle versicherte, wobei der Arbeitgeber bei der Prämienzahlung mitzuwirken hat. Eine zentrale staatliche Unfallversicherungsanstalt, die sogen. Suva mit Sitz in Luzern, richtet die Renten aus, bei teilweiser und totaler Invalidität an den Versicherten selbst, sowie beim Tod des Versicherten an seine Hinterlassenen. Im gleichen Gesetz wird auch die Krankenversicherung durch die sogenannten anerkannten, vom Bund subventionierten Krankenkassen neu geordnet. Beide Versicherungen sind noch nicht voll ausgebaut; die Unfallversicherung beschränkt sich auf gewisse Kategorien von Arbeitenden, während für andere Arbeitnehmer heute erst auf privater Grundlage gewisse bescheidene Anfänge einer Versicherung für Betriebsunfälle bestehen; und die Krankenversicherung ist der freien Entschließung des Einzelnen überlassen, abgesehen von einigen kantonalen Bestimmungen, die ein Obligatorium für gewisse Bevölkerungsklassen eingeführt haben, wobei unter Umständen die Prämien von den Gemeinden übernommen werden. Ein Vergleich mit den nämlichen Zweigen der Sozialversicherung anderer Staaten ergibt aber, nach einem Bericht über die internationale Arbeitskonferenz von 1939, daß die Schweiz hier im allgemeinen nicht im Rückstand ist. — Eine weitere Art der Sozialversicherung, die besonders während der letzten Wirtschaftskrise ihre Notwendigkeit bewies, ist die Arbeitslosenversicherung. Sie ist aus privaten Anfängen hervorgegangen, aus den Kassen der Gewerkschaften, und dann, anfangs der 30er Jahre, gesetzlich verankert worden. Die Erkenntnis, daß die Allgemeinheit für das Risiko der Arbeitslosigkeit der Einzelnen aufkommen muß, hat sich erst in den letzten schweren Krisenzeiten Bahn gebrochen. Und auch da ging man zuerst noch aus von einer bloßen Fürsorge ohne Rechtsanspruch und führte erst nachträglich diese staatliche Fürsorge in eine eigentliche Sozialversicherung über. Mit diesem Zweig der Sozialversicherung eng verbunden sind alle jene äußerst heiklen Probleme der Umschulung, der Arbeitsvermittlung, des Arbeitszwanges. Erst die letzten Jahre haben besonders den Gedanken der Arbeitsbeschaffung und zwar als produktive Arbeitsbeschaffung reifen lassen; man beginnt endlich, neben dem rein wirtschaftlichen auch den ethischen und sozialen Wert der Arbeit so recht zu erkennen. Der Arbeitslose soll nicht nur durch Geld über die schlimmen Zeiten hinweggebracht werden, sondern der Staat, die Gesellschaft, soll jedem ihrer Glieder die Möglichkeit einer existenzsichernden und nutzbringenden Arbeit verschaffen. Hier liegt wohl eines

---

Lisbeth

Von Margrethe Schwab-Plüß

Die Bibliothekarin, Fräulein Clothilde Peter, schlenderte eines Abends durch die Stadt auf ihre Wohnung zu. Weshalb sich beeilen? Niemand erwartete sie als Lisbeth, ihre neue, zwanzigjährige Hilfe, ein zwar williges, geschicktes Mädchen, aber schweigsam und in sich gekehrt, allem Anschein nach ganz und gar unbedeutend. Manchmal schlief es schon, die Arme auf den Küchentisch gelegt und den Kopf auf die Arme, im Schoß den Strickstrumpf oder vor sich einen angefangenen Brief, der, wie es das Fräulein dünken wollte, nie fertig und nie abgeschickt wurde. Ein Unsinn, daß das junge Ding sich nicht schlafen legte, wenn es abends, sei es, daß sie noch einmal ausging, oder sonst aus einem Grund einmal später wurde! Aber nein, Lisbeth wollte durchaus aufbleiben, um bei der Hand zu sein, wenn jemand läuten würde. Wer sollte am späten Abend noch anläuten? Höchstens ein Schatz! Aber sie hatte keinen. Sie war dazu bestimmt, besser gesagt verurteilt, einsam und unverstanden durch die Welt zu gehen.

Früher als sonst kam sie da an, wo sie aus Mangel an etwas Besserem ihr Daheim hatte. Nun ja, es war alles hübsch und bequem; nur eben: der Zweck, die Aussprache, die Teilnahme fehlte. Aus der sonst stillen Küche drangen ungewohnte Töne, die Fräulein Clothilde sich nicht deuten konnte. Rasch schritt sie über den Läufer des Hausflurs nach hinten und öffnete die Küchentüre. Da saß die sonst so gleichmütige Lisbeth und weinte und schluchzte zum Herzbrechen, so daß sie nicht einmal die Türe hatte gehen hören. Fräulein Peter stand unbeweglich, irgendwie erschüttert durch dieses Weinen, und in Verlegenheit, ob und wie sie da trösten sollte. Es schien ihr das Beste zu sein, leise wie sie gekommen war, die Küche wieder zu verlassen. Doch nun schaute sie über das zerknüllte Taschentuch hinweg die sonst ruhigen, guten blauen Augen des Mädchens an, die jetzt von Weinen gerötet waren und über die noch immer die Tränen liefen. Furcht und eine hoffnungslose Traurigkeit sprach aus ihnen. „Aber Lisbeth!“ Fräulein Peter suchte ihrer Stimme einen muntern Klang zu geben. „Wer wird doch so fassungslos weinen! Was fehlt Ihnen denn?“ — „Ich habe nicht gewußt, daß Sie so früh kommen!“ schluchzte das Mädchen in sein Taschentuch hinein. „Verzeihen Sie mir!“ „Dummheiten!“ beschwichtigte das Fräulein resolut. „Sagen Sie mir lieber, was Sie haben, daß Sie so weinen“. — „Lange Zeit.“ Fräulein Clothilde lachte, doch kam ihr dieses Lachen nicht recht von Herzen. „Haben Sie denn noch irgendwo ein Zuhause?“ Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Nun sehen Sie, Sie stehen doch ganz allein auf der Welt?“ Lisbeth nickte, unter lautlosem, nichtsdestoweniger heftigem Schluchzen. Diese Frage war nicht klug gewesen. „Sind Sie nicht zufrieden mit der Kost oder dem Lohn?“ Ein halb ersticktes „Doch“. So war nichts zu machen.

Die Herrin zog sachte den zweiten Küchenstuhl herbei und setzte sich neben ihr Dienstmädchen. Sie faßte seine Hand und sagte, so sanft sie es bei ihrer tatkräftigen Art konnte: „Lisbeth, haben Sie Vertrauen zu mir! Warum weinen Sie?“ — „Weil... weil ich mit niemand reden kann!“ — „Haben Sie denn nicht eine Freundin, mit der Sie oft ausgehen?“ — „Schon, aber ich soll immer nur Schaufenster ansehen mit ihr, und was die andern Leute anhaben, oder den Burschen nachziehen. Und Sie haben so viele Bücher und wissen so viel, und ich weiß gar nichts...“ „Aber, gutes Kind, warum fragen Sie mich denn nicht einfach?“ — „Darf ich?“ Die verweinten blauen Augen leuchteten in einem ungewohnten Glanz auf, wie bei einem gescholtenen Kind, dem man plötzlich die Tür zum Christbaum auftut. „Aber sicher, ich sage Ihnen alles gern und leihe Ihnen auch gerne Bücher. Aber nun möchte ich auch mehr von Ihnen wissen...“ Wie hatte sie diesen Jungmädchenkopf je platt und bedeutungslos finden können?

Und Lisbeth fing an zu erzählen, erst stockend, dann immer fließender, so, als sei dieses Erzählen für sie eine innere Befriedigung. Mit vierzehn Jahren schon war sie von daheim fortgekommen, weil der Vater gestorben und die Mutter bitter arm war, und zwar gleich weit fort, auf ein Schloß mit vielen Dienstboten, wo niemand groß sich um das kleine Küchenmädchen kümmerte. Nie vergaß sie die Nacht ihrer Ankunft. Es war eben im Schloß ein Einbruch verübt worden, und man suchte den Täter. Die ganze Nacht war sie in ihrem unverschließbaren Kämmerchen auf dem Reisekorb gekauert und hatte sich gräßlich gefürchtet. Von der Dienerschaft hatte jedes sein Gespons; die Kleine wurde geneckt und ausgelacht, oft auch bedrängt. Einem anonymen Brief, den jemand an ihre Mutter schrieb, hatte sie es zu verdanken, daß sie von dort wegkam, wo sie vielleicht verdorben wäre.

Nun kam sie zu einem Herrn, der früher eine große Rolle gespielt hatte, welcher Art, wußte Lisbeth nicht mehr, jetzt aber an Gehirnerweichung krank war. Sie war zu seiner Unterhaltung gedingt, spielte, so gut es ging, Mühle und Domino mit ihm und stellte Soldaten, Bauhölzchen und Tiere mit ihm auf. Die Frau hatte eine Stelle in dem Geschäft, das ihrem Mann gehört hatte; sie kam erst kurz vor der Mittagszeit nach Hause und richtete dann schnell ein Essen, bei dem Lisbeth ihr helfen durfte. Da gefiel es ihr nicht schlecht, obwohl der Herr manchmal eigensinnig war wie ein verwöhntes Kind und sie selbst fast immer in der Wohnung eingeschlossen, viel Heimweh nach ihrer Mutter hatte. Aber der Herr starb, und nun wurde sie entlassen.

Dann fand sie eine Stelle als Zimmermädchen bei einer alleinstehenden, reichen Dame, die außer ihr noch eine Köchin hielt. Da werde es gut sein, hatte sie gehofft. Weit gefehlt! Die Dame ließ, wie Lisbeth sich ausdrückte, selten einen Stein auf dem andern;

der schwierigsten aber auch der bedeutsamsten Probleme unserer Sozial- und Wirtschaftspolitik. Wie wir zu diesem Ziel der Vollbeschäftigung gelangen sollen, die heute als Schlagwort in so vielen Köpfen spukt, das ist auch gewiegten Wirtschaftspolitikern noch nicht völlig klar. Jedenfalls ist sie nur realisierbar, wenn wir den Weg aus der gegenwärtigen internationalen Wirtschaftsanarchie zu einer internationalen Wirtschaftsordnung finden. Daß wir in der Schweiz noch keine umfassende Altersversicherung, keine Hinterbliebenenversicherung, keine Mutterschaftsversicherung haben, wurde schon in anderem Zusammenhang erwähnt. Wir behelfen uns auf diesen Gebieten heute noch mit einem bunten Konglomerat von Fürsorgemaßnahmen, die sich oft überschneiden und anderseits wieder große Lücken offen lassen. Aber die Gesetzgebung ist unterwegs; Entwürfe liegen vor, und es ist zu hoffen, daß sie in absehbarer Zeit geltendes Recht sein werden.

Diese Skizze unserer schweizerischen Sozialpolitik vermittelt uns nicht ein abgeschlossenes System gesetzlicher Maßnahmen, die alle ein und demselben Ziele zustreben, sondern das Bild einer in vollem Gang befindlichen, oft experimentierenden und vielfach unsicher tastenden Entwicklung. Bei den meisten Maßnahmen handelt es sich lediglich um eine Behebung der sozial unerwünschten Folgen der modernen wirtschaftlichen Entwicklung, und nur ganz zaghaft wagt man sich da und dort auch an die Bekämpfung der Ursachen heran. Welche gesetzlichen Eingriffe hier die richtigen sind, das kann heute noch kaum mit Sicherheit entschieden werden. Wir sehen nur ganz allgemein die Richtung, in der wir zu gehen haben. Sie wird bestimmt durch das Ziel der Entproletarisierung, der Wiedereinbürgerung der heutigen vierten Klasse; durch die Notwendigkeit der Entmassung, die Individualisierung des Arbeitsprozesses, die Verhütung der Ansammlung wirtschaftlicher Macht in den Händen weniger, und sie muß letzten Endes zur internationalen Wirtschaftsorganisation führen. Der letzte Zweck unserer Sozialpolitik, ihre stärkste Rechtfertigung, liegt aber in ihrer unlösbaren Verbundenheit mit dem Weltfrieden. Ohne eine gerechte soziale Ordnung wird auch jede Weltfriedenspolitik stets zum Scheitern verdammt sein.

Uns Frauen wird bei allen diesen Fragen vor allem auch das Eine berühren, die Tatsache nämlich, daß wir genau wie der Mann in diese ganze ungeheure Problematik hineingestellt worden sind; ja wir dürfen ruhig sagen, daß sie unser Leben, unsere eigentliche Lebensgrundlage noch ganz anders, noch viel intensiver tangiert hat, als die des Mannes. Hat aber die Sozialpolitik dieser Tatsache genügend Rechnung getragen? Wer wagt es, das zu bejahen? Die Frau wird speziell in der Wirtschaft noch zu sehr nur vom Nützlichkeitsstandpunkt aus betrachtet. Sie ist willkommene und oft schlecht bezahlte Arbeitskraft, dort wo man ihrer zum wirtschaftlichen Gedeihen bedarf, besonders in Zeiten wirtschaftlicher Hochtonjunktur; sie und ihre Arbeit werden erbarmungslos zurückgewiesen dort, wo sie als unliebsame Konkurrentin auftritt. Die ganze psychische, physische, soziale Problematik der Frauenarbeit beginnt man aber erst zu ahnen. Man beginnt auch sachte einzusehen, welche Schwierigkeiten der Frau aus der ganzen Sprunghaftigkeit ihres Lebens erwachsen, das ja in den seltensten Fällen jene geschlossene Kontinuität des männlichen Daseins aufweist. Durch Ehe und Mutterschaft aus ihrem ursprünglichen Beruf herausgerissen, muß die Frau oft später unter schwierigsten Bedingungen wieder eine Existenz aufbauen; sie hat mangels Uebung ihre berufliche Qualifikation eingebüßt und ist zudem vielfach durch ihre Mutterpflichten in der Berufsausübung gehemmt, oder so fortgeschrittenen Alters, daß sie im Konkurrenzkampf unterliegen muß. Hier wird es Sache der politisch gleichberechtigten Frau sein, für die Beachtung und Berücksichtigung dieser besondern Faktoren des Frauenlebens in unserer Sozialpolitik zu sorgen.

Anderseits bietet aber die Sozialpolitik mit ihrer nahen Beziehung zum allgemein Menschlichen ein wichtiges und dankbares Betätigungsfeld für die politische Mitarbeit der Frau. Kaum ein Gebiet unserer Gesetzgebung setzt in diesem Maße das menschliche Verstehen, die Einsicht in rein menschliche Belange, ein intuitives Erfassen der praktischen, täglichen Lebensnotwendigkeiten voraus. Das gilt für die Armenpflege im Kleinen, wie für die Sozialgesetzgebung im Großen; das gilt für die praktische Durchführung des Familienschutzes, des Wohn- und Siedlungswesens, der Alters-, der Witwen- und Waisenfürsorge; und es gilt für die großen sozialen Versicherungswerke. Aber es gilt schließlich auch für die Lösung der schweren, grundsätzlichen Probleme unserer Wirtschafts- und Sozialpolitik, die Vermenschlichung der Arbeit, die neue Verankerung der aufgelösten und ihrer Grundfesten beraubten Gesellschaft in Familie und Bürgertum, die Ethisierung der Wirtschaft. Wie so oft, wird es auch hier nicht zuerst der theoretisierende, grübelnde Geist sein, der die richtigen Lösungen findet, sondern vielmehr die Genialität des großen Herzens.

Wenn dieser Bericht nicht nur einige tatsächliche Kenntnisse über Stand und Zukunft unserer Sozialgesetzgebung und Sozialpolitik vermittelt hat, sondern die Ueberzeugung, daß uns Frauen hier eine der schwersten und verantwortungsvollsten, aber auch der schönsten und für die menschliche Zukunft bedeutungsvollsten Aufgaben wartet, dann hat er seinen Zweck erreicht.

Jugendparlamentarier besuchen das Kinderdorf Pestalozzi

Gleichsam als Abschluß der ersten Amtsdauer des St. Galler Jugendparlamentes, hatte dessen Büro den Vorschlag gemacht, in Verbindung mit einem Parlamentsausflug, dem im Entstehen begriffenen Kinderdorf in Trogen einen Besuch abzustatten.

Da nun aber ausgerechnet an diesem Wochenende der Himmel seine Schleusen wieder auftat, nachdem die Woche so verheißungsvoll sommerlich begonnen hatte, fand sich naturgemäß nur ein kleines Trüpplein Unentwegter am Bahnhof ein, das dadurch allerdings umso größeren Enthusiasmus bewies. Von den neun Fraktionen des Jugendparlaments waren von Anfang deren fünf vertreten. Die Stimmung war von Anfang an ausgezeichnet, und als wir oben in Trogen von dem jungen Lagerleiter Wieser aus Zürich begrüßt wurden, wußten wir eigentlich schon, daß dieser Ausflug trotz der Witterungsunbill nicht vergebens unternommen worden sei. Auch der Bauführer gehört noch zur ganz jungen Generation, so daß die Initianten des Kinderdorfes das verwirklicht haben, was sie versprachen, nämlich, daß hier ein Werk von der Jugend für die Jugend in Gang gesetzt werde.

In dem schon bestehenden älteren Bauernhause, das den Kern des Dorfes bildet, wurden wir von Herrn Prof. Bodmer, Kantonsschule Trogen, mit einer aufschlußreichen Plauderei über die Entwicklung der Idee des Kinderdorfes und deren Verwirklichung innerhalb der Gemeinde Trogen orientiert. Mit Geschick hatte der Redner gerade ein Problem herausgesucht, das uns als Parlamentarier besonders interessieren mußte: nämlich die politische Seite dieser Sache im Rahmen der Gemeinde. Wir sind fest davon überzeugt, daß Trogen diesen Schritt nicht zu bereuen haben wird; denn was wir sahen und hörten, bewies, daß in unserer Jugend noch viel Idealismus und Opfersinn vorhanden ist. Herr Kälin, der Bauführer, erklärte uns sodann anhand eines Modells vom Kinderdorf dessen baulichen Werdegang, die Gestaltung der einzelnen Häuser und veranschaulichte uns sehr gut die Planung des ganzen Dorfes.

Der Lagerleiter wußte noch allerhand Erfreuliches über die Anteilnahme der Schweizer Jugend an diesem Werk zu berichten. Briefe und Päckli aus allen Landesteilen laufen ein. Ein Geschwisterpaar hatte zum Beispiel aus Karton selbstverfertigte Schäufeli zum Reinigen der Spaten geschickt.

Freiwillige Helfer sind bisher immer reichlich vorhanden gewesen. Für deren Unterkunft wurde ein leerstehendes Kurhaus unten im Tobel zurechtgemacht, das nun fünfzig Matratzenlager enthält. Das Haus ist sauber und zweckmäßig hergerichtet und jeder Raum hat seinen Namen, wie Dionysus, Poseidon, Athene, Hades, (der Keller), Styx usw.

Ueberhaupt verfügt das Lager über einen eigenen Stil, und die verschiedenartige Zusammensetzung der Helfer, die fast jede Woche ändert, bewirkt, daß immer wieder Neues dazukommt.

Der Gang über das Baugelände führte uns eindrücklich vor Augen, wieviel Arbeit hier in anderthalb Monaten schon geleistet worden ist. Ein Haus wird in Kürze schon im Rohbau erstellt sein, während andere erst ausgehoben sind.

Das Dorf soll ein kleines autonomes Gemeinwesen bilden und wird wahrscheinlich auch in bezug auf das Frauenstimmrecht bahnbrechend sein, da hier ja Frauen die wichtigste Aufgabe zu erfüllen haben werden und somit in der Pestalozzi-Gemeinde, wie uns versichert wurde, auch das Stimmrecht erhalten müssen.

Beim Fahnenmast an welchem allmorgendlich die Fahne unter Gesang hochgeht, steht ein Pfahl, in welchen alle Helfer und Helferinnen ihren Namen einkerben dürfen. So wird ein Pfahl nach dem anderen zum Zeugnis eines Gemeinschaftswerkes. Später wird aus diesen Pfählen der Dorfhag entstehen, und damit wird das Band zwischen den Miterbauern und der späteren Dorfgemeinde sichtbar erhalten bleiben.

Wir aber hoffen, es werde auch dem St. Galler Jugendparlament in irgendeiner Form möglich sein, einen aktiven Beitrag an das Kinderdorf zu leisten; denn es ist ein begeisterungswürdiges Werk, das hier geschaffen wird, getragen von reinem Idealismus und Opfersinn.

Hilde Custer-Ozeret.

Hedwig Boye: „Menschen mit großen Schatten“, Geleitwort von Prof. Dr. E. Hafter (Büchergilde Gutenberg, Zürich, 1945).

„Wir können einander verstehen, aber deuten kann jeder nur sich selbst“ (Hermann Hesse).

„Das Verbrechen hat seine eigene, sehr komplizierte, sehr geheimnisvolle Aetiologie, und die scheint mir immer noch nicht genügend erforscht zu sein.“

„Man kann nicht in diese abgesperrte Welt der Verurteilten und Ausgestoßenen eindringen, man kann nur in sie hereingelassen werden.“

„Gerade“ aufwachsen ist nicht identisch mit „Nichtins-Gefängnis-kommen“. Es gibt viele „schlef“ gewachsene auch unter den sehr Angesehenen, bei denen die Folgen dieser Erlebnisse sich nur anders, nicht gesetzlich strafbar, ausgewirkt haben.“

„Die Mutter predigt „sich“ und das Kind lebt „sich“. Es gibt auch ein Leiden der Seele, wo keine materielle Armut vorliegt, denn wenn man alles bei einem Menschen erklären kann, so bleibt nichts, was eigentlich den Menschen erklärt“ (Hedwig Boye).

Ein neuer Beitrag zum Problem des Strafvollzuges und zur Behandlung des Kriminellen und Gefangenen liefert Hedwig Boye mit diesem in der Büchergilde Gutenberg erschienenen Buch, das Prof. Dr. Hafter mit einem Geleitwort versieht. Sie nennt es „Menschen mit großen Schatten“ nach einem Märchen Andersens, in dem durch das Anwachsen seines Schattens der Mensch selbst abnimmt und „auf die Stufe des blassen Schattens seines eigenen Schattens“ herabsinkt, und auch nach der wissenschaftlichen Erforschung des Schattens als „dunkler Bruder“ des Menschen (Jung). Und in der Tat handelt es sich hier um das Ergebnis einer praktischen pädagogischen Arbeit (nachdem Hedwig Boye bereits früher die theoretische Seite in der Schrift „Das Problem der Erziehung in der Strafanstalt“ 1945, betont hat), die sie in einer schweizerischen Anstalt an etwa 30 Strafgefangenen unternommen hat. Es ist ihr dabei darum zu tun, die Kindergeschichte dieser vorbestraften Knaben mit ihrer ganzen Problematik zu ergründen (wobei wir leider auf die Mädchen-Psychologie verzichten müssen). Es ist wohl zu bemerken, daß die Verfasserin in ihrem Buch nicht den „Kriminellen“ als solchen zeichnet und die kriminelle Veranlagung herauszuschälen trachtet, sondern die jugendliche Entwicklung des Strafgefangenen aus dem Bild seiner ihn beeinflussenden Umwelt herausarbeitet (obwohl man sich das eine und das andere als Ergänzung, Umschließung wünschte). Hedwig Boye stellt den menschlich-sittlichen Standpunkt, das soziale Verständnis in den Vordergrund; wird ihren Schützlingen zur vertrauten, mütterlichen Freundin, der sie den Leidenden und Unglücklichen, den von seinen Eltern und Erziehern Unverstandenen und Gequälten im Schuldigen sieht. Das Buch ist Aufrüttelung, Anklage, übermittelt uns erschreckende Einblicke. Die Einleitung seiner vier sehr ausführlich behandelten zuweilen etwas belasteten Kapiteln: I. „Der Dämon der Kindheit“; das Vater-Problem (der „passive“ und „aktive“, der „gleichgültige“ und „brutale“ Vater); II. „Die Tragik einer kindlichen Neurose“, das sich mit dem Thema der Enuresis beschäftigt, die eine Psychologie der Minderwertigkeit auslöst; III. „Die große Sünde“, als Begegnung mit dem Sexuellen, die die Verfasserin schon bei 6—10jährigen Kindern als „sexuelles Verhältnis“ feststellt (was uns zu überbetont erscheint), und endlich IV. „Die Mutter“ als Mutter-Sohn Beziehung, mit den anschließenden interessanten Briefen der Strafgefangenen an die „reale“ und die „ideale“ Mutter, — mögen, wohl sich auf Einzelfälle beziehend, psychologisch sehr aufschlußreich sein, dürfen aber sicherlich nicht verallgemeinert werden.

Alice Suzanne Albrecht.

„Das Pfauenrad“, Roman von Alice Tisdale Hobart. Titel des Originals „The Peacock sheds his tail“ Aus dem Amerikanischen übertragen von R. O. Scarpi (Büchergilde Gutenberg, Zürich, 1946).

Die Amerikanerin Alice Tisdale Hobart tritt nicht mit einem Erstling an die Oeffentlichkeit. Ihre früheren Bücher „Petroleum für die Lampe Chinas“; „In der Heimat“ und „Becher und Schwert“ sind bereits bei der „Büchergilde“ erschienen. Wenn wir uns hier in ihrem neuen, in Mexiko spielenden, mit Gestalten und Geschehnissen dicht gedrängten Roman nach dem Sinn des Titels „The Peacock sheds his tail“ fragen, so wissen wir durch dessen bewegt sich auswirkenden Verlauf, daß es sich nicht allein um einen Gesellschaftsroman, sondern, daß es sich darin bei den wirtschaftlichen und sozialen Problemen nichts weniger als um die Ausflüsse einer tiefeingreifenden Umwälzung, Revolution handelt, und es bleibt uns kein Zweifel darüber, wie leidenschaftlich die Autorin selbst sich für diesen revolutionären Geist einsetzt: „der Pfau hat sein Rad verloren“, will sagen: die Aristokratie ist ihrer Herrschaft enterbt. Es gelingt der Romancière den Schauplatz Mexikos, die vornehmen Interieurs der alten spanischen Familien, — hier die Navarro in drei Generationen, mit Don Julian und seinen drei Enkelkindern Concha, Ignazio, Louise, als Nachkommen der einst das Land erobernden spanischen Conquistatoren in Kontakt, und schließlich in Kampf- und entsagungsvoller Auseinandersetzung mit dem langsam, aber zäh durchbrechenden sozialen Umschwung, farbig und fesselnd zu schildern, der nicht nur schwerste Konflikte in den engen Familienkreis trägt, sondern darüber hinaus das ganze Land, — die Stadt und die von Indianern bewohnten Dörfer, samt den internationalen wirtschaftlichen Interessen, in eine dramatisch sich steigernde Krise führt.

Alice Tisdale Hobart entwirft in ihrem Roman ein bemerkenswertes Bild der äußeren und inneren Haltung Mexikos und seiner sozialen Entwicklung, Wandlung, wobei sie ihre echt weibliche, zart besaitete Intuition im Eindringen in alles seelische Vorgehen, und ihre psychologische Gestaltungsfähigkeit aufs glücklichste beweist, wenn sich auch in der Spannung des Klassenkampfes, die das ganze Buch intensiv durchzieht, die revolutionäre, sozialistische Parteinahme der Verfasserin untrüglich behauptet.

Alice Suzanne Albrecht

---

immer mußte irgendwo das Unterste zu oberst gekehrt werden in der kostbaren Wohnung. Abends empfing sie oft Gäste. Dann hieß es bis in die Nacht aufbleiben. Aber auch, wenn sie allein war, wollte sie ihre vier Gänge haben und gedeckt wie zu einer Hochzeit. Trotzdem wäre sie, Lisbeth, vielleicht heute noch dort, die Köchin jedoch hatte kurzen Prozeß gemacht und für sie beide gekündigt. „Bei der hält es ja kein Mensch aus!“ hatte sie gesagt. „Wir sind nun beide schon ein Jahr da. So lange hat sie überhaupt noch niemand gehabt!“

Sie besorgte sich und Lisbeth wieder eine gut bezahlte Stelle, diesmal bei „Neureichs“, wie die Köchin sagte. Das war eine Familie und keine. Da unterhielt der Mann eine „Freundschaft“ mit der Sekretärin, die Frau mit dem Hauslehrer, die ältere Tochter mit dem Chauffeur und der Sohn mit der Tochter des Gärtners. Als die Mutter einmal kam und diese Zustände sah, da nahm sie Lisbeth gleich mit fort. Aber bald darauf wurde sie krank und starb.

In der nächsten Stelle, einem Restaurant, wo der Mann im Rausch die Frau mißhandelte, und sie selbst mit den Kindern in die Nachbarschaft flüchten mußte, galt es, selber nach dem Rechten zu sehen. „Ich tat, was ich konnte“, schloß das Mädchen seinen Bericht. „So schwer es war, wäre ich der braven Frau zulieb geblieben; aber der Mann wurde zum Glück versorgt, der Haushalt zunächst aufgelöst, und dann kam ich zu Ihnen.“

Der Bibliothekarin war, als habe sie in einem offenen Buch gelesen, das interessanter war als alle, die sie in ihrer Bibliothek verwaltete. Sie hatte sich bei Lisbeths Eintritt gewundert über die verschiedenen Zeugnisse, die diese bei ihren jungen Jahren schon hatte, und auch leicht geärgert; jetzt verstand sie. Was war nicht alles in diesem Buche zu lesen: Häßliches und Tapferes, und durch all diese Klippen war das einfache junge Mädchen da vor ihr hindurchgesteuert, ohne Schaden zu nehmen. Ja, es hatte sich trotz allem Schweren, niederdrückenden noch den Sinn für Höheres gewahrt! Dabei war Lisbeth gewiß ihre zehn Jahre jünger als sie selbst! Fräulein Clothilde überraschte die gedrungene Gestalt der Zwanzigjährigen, und doch war ihr irgendwie, als rage diese viel Jüngere über sie selbst weit hinaus an Mut, an Geduld, an Lebenserfahrung. „Ich hatte mir immer so gewünscht, in einer Stelle bleiben zu dürfen“, fügte Lisbeth treuherzig hinzu. „Aber ich glaube, das darf ich nicht. Ich muß immer allein sein. Wer weiß, ob Sie mich nicht fortschicken, weil ich so dahergeheult habe. O bitte, tun Sie es nicht!“ — „Was denken Sie, Lisbeth!“ antwortete das Fräulein, die Hand ihrer Magd drückend. „Ich will Ihnen etwas sagen: mir geht es wie Ihnen. Ich bin auch allein und fühle es schmerzlich. Wenn aber zwei, die allein sind, sich zusammentun, dann fühlen sie sich nicht mehr einsam. Und so wollen wir beide zusammenhalten, gelt?“ Das Mädchen erwiderte den Händedruck und blickte seine Herrin mit einem gläubigen und wie verklärten Ausdruck an, der sein etwas derbes Gesicht fein machte.

Zurück zum Friedenspreis!

Abschlag

EIMALZIN 500 g-Dose A süß, B herb 2.50

(bisherige Büchse zu 432 g jetzt Fr. 2.20)

Trotz großen Preisaufschlägen auf allen Rohstoffen glücklich zum Friedenspreis von 1929 (500 g Fr. 2.50) zurückgekehrt!

Spitzen-Qualität

Die Feuerprobe besteht bei konzentrierten Nahrungsmitteln darin, daß bei der Verdünnung die innerste Qualität zum Vorschein kommt. Eimalzin bewährt seinen Aromawert auch bei großer Verdünnung; es ist ähnlich wie beim Wein und beim Sirup. Maximum an Malzgehalt — aber kein aufdringlicher verleiderischer Malzgeschmack! Das Geheimnis des angenehmen Aromas bei Eimalzin sind die natürlichen Aromastoffe von Malz, Ei, Kakao, Honig und Vollmilch:

Das wissen die „Eimalzianer“

Zufolge des enormen Umsatzes fangen die Büchsen an zu fehlen. Bitte geben Sie die gebrauchten Büchsen sofort zurück! Eimalzin ist erhältlich in allen Filialen und an den Verkaufswagen der

MIGROS